



George Allan,
Glück der Liebe.



~~Inv. 13754~~

~~Leipzig~~

Anicoutza Rosetti

22. September 1880

~~Inv. 89503~~

100000 Manufaktur.

Inv. 10845

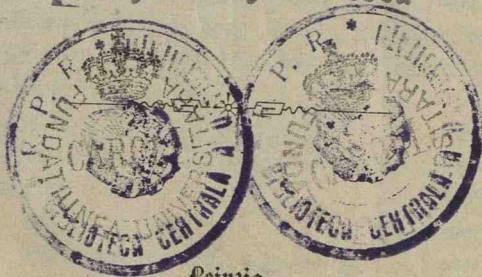
Fluch der Liebe!

Novellen

von

George Allan.

Donafiunea Maiorescu



Leipzig.

Verlag von Wilhelm Friedrich.

1881.

15194

83-32


194^A ✓
1953

BIBLIOTECA
COTA... 10845

CONTROL 1953

1961

L

B.C.U. Bucuresti

C15194

Im deutschen Norden.

Das große Haus war mitten im Gutshof, links davon Scheunen, rechts wiederum Scheunen und die Ställe, ein kleiner Teich für die Enten lag dicht daneben. Alles sehr nützlich, wenig zur Freude, nur einige alte Buchen verdeckten einen Theil der Strohdächer.

In der breiten, einfachen Hausthür stand Asta; sie sah nach den heimkehrenden Heerden, sie suchte am bewölkten Himmel zu erspähen, ob es morgen regnen würde, dann stieg sie langsam die großen Steintreppen hinab.

„Wenn Erich wieder kommt, brauch' ich ihn nicht mehr vor den Stufen zu hüten, dann kann er sie schon steigen,“ flüsterte sie, aber ihr Antlitz blieb kalt, auch beim Gedanken an den kleinen Neffen.

So ging sie über den großen Hof, ein wenig vorgeneigt mit dem Oberkörper, nach ihrer Art, aber säumiger, als ihre Art. Der Abendwind spielte mit den kohlschwarzen Haaren und trieb ihr eine Strähne über die Augen; sie merkte es nicht, sie achtete auf so wenig. Ihre Figur war groß und schlank, nicht schön, entschieden nicht schön, ohne jede Grazie; ihre Hand war der Arbeit gewohnt, un gepflegt, wie die fest eingeflochtenen Haare. Ein einfaches, schwarzes Kleid hing

mehr auf ihr, als daß es sie umschloß, — und doch war die Erscheinung im höchsten Grade vornehm. Waren es die tiefen, großen, weit sich öffnenden Augen, mit dem vergeistigten Ausdruck, die weiße Stirn, der leicht bewegliche kleine Mund, oder die Nachlässigkeit der ganzen Geberde, die nur ein ungewöhnlicher Mensch haben kann?

Asta ging bis unter die Bäume, dann bog sie ab in den neben dem Hause gelegenen Garten; sie rupfte Blätter von den ihr in den Weg hängenden Zweigen, schaute in den Obstgarten: „morgen müssen die Römer herunter, und Sonnabend muß Fochen damit auf den Markt,“ dachte sie, aber so gedankenlos, wie all ihr Denken war. Sie war augenscheinlich nicht einmal mit der Hälfte ihres Bewußtseins bei dem, was sie sich zu thun vorgenommen hatte, und als sie nun durch die Birkenallee in den Gemüsegarten ging, starrte sie wie geistesabwesend durch die weißen Stämme über's Feld in die große Ebene. Man hätte sie in der That für eine Irre nehmen können, wie sie jetzt plötzlich mit der Hand über die Stirn fuhr und halblaut sagte:

„Nur nie über sich nachdenken, immer nur an die tägliche Pflicht denken, da erringt man am schnellsten das Höchste: Selbstlosigkeit!“

Darauf eilte sie vorwärts — der Herbstwind wehte schon kühl —, ertheilte dem Gärtner einige Befehle und ging dann in's Haus zurück. „Wie sieht Alles verwildert aus, was würde Mama sagen!“ flüsterte sie, als sie von der Terrasse aus eintrat.

Im Wohnzimmer brannte eine kleine Lampe, und neben ihr stand ein großer Korb Wäsche. Asta seufzte, als sie ihn sah: „Daß doch immer noch etwas zum Ausbessern ist!“

Sie schaute sehnsuchtsvoll auf einige Bücher, warf sich diese Regung aber gleich vor und begann zu nähen. Was sie that, war unbeholfen, ihr hatte die Uebung keine Geschicklichkeit gegeben; wie sie die Nadel führte, wie sie einen Strumpf strickte, Alles war eckig.

Nach geraumer Zeit trat ein sonnenverbrannter, älterer Mann mit freundlichen, blauen Augen in's Zimmer. Seine wenigen Haare waren schon melirt, ebenso wie der Vollbart. Er setzte sich ohne ein Begrüßungswort an den Tisch und ergriff die Zeitung, die dort für ihn bereit lag.

„Kam Herr Zachow wirklich wegen des Verkaufs von Selldorf?“ fragte ihn Asta, aufblickend.

„Ja, aber wir konnten nicht einig werden.“

„Schade,“ entgegnete sie, „er ist reich genug, um keinen Verlust dabei zu haben, und wir könnten Anna und Kurt endlich auszahlen.“

Der Mann schwieg und las. Auch Asta verfiel wieder in die tiefen Gedanken, sie dachte an ihre Bücher, an all die heimliche Mühe ihres absonderlichen Lernens, denn alle Wissenschaft, die abseits lag vom Gewöhnlichen, hatte sie angezogen, und vor ihren gesenkten Augenlidern erstand die Sonnenpracht Aegyptens, ein glänzendes Meer und eine Fülle schöner Gestalten. Aber sie verscheuchte sie schnell:

„Kannst Du Fochen morgen schon mit der Kiste für Anna zur Post schicken?“ fragte sie.

„Ja, warum nicht!“ erwiderte ihr Gatte. Und wiederum saßen sie schweigend.

„Ich bin müde,“ sagte Asta, ihre Arbeit zusammenlegend, und stand auf, um sich ein Licht anzuzünden. Der Mann war so in die Zeitung versenkt, daß er erst aufhorchte, als

sich die Thür mit einem leisen „Gute Nacht“ geschlossen hatte. Asta ging, sich selbst mit dem Licht leuchtend, die Treppe hinauf; sie trug große Stiefel und ihr Schritt hallte im leeren Hause wieder. Oben ging sie bis an die letzte Thür im Corridor, ihr Schlafzimmer. Die Wände desselben waren geweißt, helle Gardinen hingen am Fenster, zwei Betten, zwei einfache Waschtänder, ein kleiner Spiegel und ein Schrank bildeten die ganze Einrichtung des Zimmers. Das Fenster öffnete in den Garten, über dem der Mond stand, hell und kühl schaute er sie an.

„Ach! morgen ist ja Mama's Todestag,“ sagte Asta sich plötzlich, „ich hätte Werner fragen sollen, ob er mit mir zu den Gräbern nach Allnow hinüber gehen will.“ Aber sie war zu müde, um noch hinabzusteigen, und als ihr Mann nach einer Viertelstunde auch zur Ruhe ging, schlief sie bereits fest, ebenso noch, als er in der Frühe des folgenden Tages aufbrach, um nach den Feldern zu sehen, die zur Winterfaat geackert worden waren.

Auch Asta war schon vor 7 Uhr fertig. „Daß ich nur nicht vergesse, Frau Hoken nach den Gemüsen zu fragen!“ Sie hatte kein Vertrauen in ihr eigenes Wirthschaftstalent.

„Was wollte ich doch heute früh? es war etwas für die Milchwirthschaft?“ Sie hatte es vergessen und konnte sich nicht darauf besinnen, auch nicht, als sie sich den Kaffee gemacht und einige wenige Blumen, die der Garten noch trug, abgepflückt hatte und sie in einem Korb mit sich nahm. Es war sehr windig, Asta ging aber achtlos durch die Felder. Jetzt war all ihr Denken concentrirt: sie dachte an die Mutter, an das merkwürdige Gemisch von Poesie und Prosa, das sie gewesen, an die schöne, stattliche Frau, die in ihrem Gutshof

ebenso zu Hause war, wie in den Salons der Residenz. Dort hatte Asta sie zwar nie gesehen, denn seitdem der Vater schwindsüchtig in Kairo gestorben war, hatte sie sich von der großen Welt zurückgezogen und nur der Bewirthschaftung ihres Gutes gelebt. Aber Asta hatte oft noch von der Schönheit und dem Geiste ihrer Mutter reden hören. Die fünf letzten Jahre ihres Lebens hatte die Frau furchtbar gelitten, und aus diesen Jahren stammte Asta's ganze geistige Entwicklung, sie hatten ihrem Charakter den Stempel gegeben. Vierzehnjährig war sie aus der Pension und ihrem eifrigen Lernen genommen worden, um die Mutter zu pflegen und das Haus zu beaufsichtigen. Die ältere Schwester war in weiter Ferne verheirathet, und der einzige Bruder studirte. Die Außenwirthschaft des Gutes besorgte Asta's Vetter Werner, der von Kind an im Hause erzogen worden war und den sie halb als einen zweiten Vater ansah; er war 25 Jahre älter, als sie. Und doch sträubte sie sich nicht, ihn zu heirathen, als die Mutter, wenig Monate vor ihrem Tode, den Wunsch danach äußerte; — der Mutter war bange um ihrer Kinder Zukunft. In den letzten Jahren ihrer Krankheit war die Wirthschaft etwas zurückgegangen, alle Güter waren im Preise gesunken; das ganze Vermögen der drei Kinder steckte im Gute, wer sollte es verwalten? Werner konnte nicht im Hause bleiben, wenn sie einmal gestorben, und doch nur Werner war im Stande, die Wirthschaft so im Gang zu erhalten! Asta nahm den Vorschlag ihrer Verheirathung ruhig an. „Er ist der beste Mensch, den ich kenne,“ sagte ihr die Mutter und sagte sie sich selbst; wen kannte sie denn! An ihrem Leben wurde nichts geändert, sie hieß jetzt „die gnädige Frau“ und ihre Zimmer waren in einen anderen Theil

des Hauses verlegt worden. Alle Gedanken Asta's waren gerade kurz nach ihrer Hochzeit derart von den Leiden der Mutter in Anspruch genommen worden, daß sie sich keiner Veränderung in ihrem Leben klar wurde. Dann kam der Mutter Tod, der sie, trotzdem sie so lange darauf vorbereitet war, in Verzweiflung stürzte. Werner weinte mit ihr, und die Wirthschaft, welche die Mutter, selbst vom Bette aus, hauptsächlich geleitet hatte, fiel nun wie eine schwere, schwere Verantwortung auf Asta's Schultern. Es war ja der Geschwister Vermögen darin, und Anna's Mann war Officier und brauchte regelmäßig und viel Zuschuß, und Kurt war anfangs ein etwas flotter Student, und später als Referendar brauchte er noch mehr. So arbeitete und sorgte Asta; sechs Jahre waren seitdem vergangen. Sie waren gute Kameraden, ihr schweigsamer Gatte und seine fast noch einhülbigere Frau, und nur einmal war ihr eingefallen, daß Werner ja eine Jugendliebe gehabt habe und nicht habe heirathen wollen. Als kleines Mädchen hatte sie davon reden hören.

Ja! sie hatte viele, tägliche und schwere Arbeit vor sich, und doch fand sie zum Lesen und selbst zum Schreiben Zeit, die sie sich dann hinterher immer vorwarf, als den Geschwistern entzogen, die sich aber doch immer wieder fand.

Seit jetzt 2 Jahren suchte ihr Mann das Gut zu verkaufen; er fühlte sich zu alt, um für seiner Frau Geschwister mit zu arbeiten, auch hatte er in letzter Zeit viel Unannehmlichkeiten in der Wirthschaft gehabt. Asta setzte dem Verkaufsproject anfangs eine stumme Opposition entgegen. Was! Sie sollte ihr Selldorf, das alte Gut ihrer Familie verlassen, den Garten mit der Birkenallee, in der sie als

Kind so wonnige Stunden mit ihren Märchenbüchern zugebracht — es war ja gar nicht möglich! Als ihr Mann ihr aber mit Zahlen die Nothwendigkeit des Verkaufs auseinandergesetzt, fiel ihr schwer auf's Herz, daß sie wiederum vergessen hatte, wie man immer das thun müsse, was Einem schwierig ist, und wie man Alles vermeiden solle, was Einem Freude macht. Und seitdem war sie die Eifrigste beim Verkauf; je heißer sich ihr Herz an jeden Birkenstamm klammerte, je mehr setzte sie in Bewegung, um Selldorf bald verlassen zu müssen. All die Gluth ihrer Natur hatte sich gegen sie selbst gerichtet, und dann warf sie sich wieder vor, daß sie sich überhaupt mit sich selbst beschäftigte.

Heute ging Asta schnell und schneller über die herbstlichen Felder der Kirche von Allnow zu, die schon lange vor ihr lag, und als sie die beiden Gräber erblickte (auch der Vater war hier beerdigt worden), ging ihr der Athem fast aus vor heißer Sehnsucht. Sie kniete nieder und legte ihren Kopf in das Immergrün, die Feuchtigkeit wehte sie wohlthuend an. „Wenn ich doch auch bald reif zum Sterben wäre,“ seufzte sie, „aber ich habe ja erst so wenig gelitten!“ und ihre wunderbaren Augen starrten mit all ihren ungeweckten Tiefen in das Weite. Solch eine Fülle von Versprechungen lag in ihnen, so kindlich war ihr Blick dabei, so weich die Rundung des Gesichtes, daß man der Trägerin eher 15 als 25 Jahre gegeben hätte.

Aber die Gewohnheit der Arbeit ließ Asta nicht lange träumen, sie schüttete den Korb mit Blumen auf der Mutter Grab und ging dann langsam heim. Ihr Mann war vom Felde zurückgekehrt, hatte aber Lieferungen abzuschließen, auch hatte Asta nicht die Gewohnheit, ihn vor dem Mittagessen zu

sprechen. Es war der Tag, wo gebuttert wurde, und sie mußte nach den Mägden sehen, dann eine derselben entlassen und einer anderen selbstgepönnene Leinwand zumessen.

Bei Tisch tauschten die Eheleute selten die Erlebnisse des Tages aus, es war eine schnelle Mahlzeit, nach der Werner eine Stunde in seinem Zimmer schlief und Aäta an dem kleinen Schreibtisch etwas schrieb oder las. Sie hatte nicht viele eigene Bücher, aber der Bibliothek des Vaters hatte sie alle ihre Schätze aus dem Alterthum entlehnt — und solche Freude an ihnen, daß sie sich dieselbe nothgedrungen wieder zum Vorwurf machen mußte.

So vergingen Tage und Monate, wie sie vergangen waren in den letzten zehn Jahren, in denen Aäta kaum das Gut verlassen, und gedankenlos vor Gedankenfülle, gefühllos vor vereister Bluth, nur volle, weil nie bereute Freude an der Bibel findend, lebte Aäta dahin, der Welt so fremd, als sei sie ein Kind.

In den Gedichten, in den Romanen, die sie heimlich schrieb, sprach sie wohl von der Liebe, aber nie dachte sie anders an dieselbe, als an etwas weit außer ihr liegendes, was nur im Reiche der Fantasie vorhanden sei.

Kurz vor Weihnachten brachte die Post Herrn Bernhardt die Nachricht, daß sein Schwager Kurt sich verlobt habe und mit seiner Braut und deren Bruder, einem leidenschaftlichen Jäger, einige Tage in den Weihnachtsferien auf Selldorf zubringen möchte, erstens um seine Braut vorzustellen, zweitens um mit seinem Schwager zu jagen. Werner brachte seiner Frau diese Nachricht.

„Dann müssen wir auf jeden Fall Selldorf verkaufen, dann braucht Kurt sein Kapital“, sagte Aäta ruhig.

„Ich glaube nicht, er hat sehr vorsichtig gewählt, seine Braut ist die Nichte des alten Vormann und hat, wenn ich mich nicht sehr irre, ein bedeutendes, selbstständiges Vermögen,“ entgegnete Werner bedächtig. „Kennst Du die Familie nicht aus der Stadt?“

„Nein,“ sagte Asta und schwieg; ihr stiegen fast die Thränen in die Augen beim Gedanken, daß Kurt sich verheirathen wolle.

„Und doch, warum nicht?“ sagte sie sich selbst, „er ist 28 Jahre alt!“

„Da werden wir ihn wohl nicht oft mehr sehen?“ fuhr sie laut fort.

„Ich glaube das Gegentheil,“ erwiderte Werner, „er wird sich mit seiner Frau weniger bei uns langweilen, und, da sie keine Eltern hat, vielleicht alle Feste bei uns verbringen.“

„Mir ist bange vor ihr,“ entgegnete Asta halblaut, „ich werde ihr das blaue Zimmer herrichten lassen. Kurt kann seine beiden Kammern mit dem jungen Vormann theilen, meinst Du nicht?“

„Gewiß, mein Herz,“ sagte Werner. Wenn Fremde erwartet wurden, fühlte er sich immer seiner Frau bedürftig.

„Wie ist Deine Schwester?“ fragte Gertrud Vormann ihren Verlobten, als sie mit ihm und ihrem Bruder Joachim im Wagen saß, der sie von der Bahn nach Selldorf holte. Es war weder Asta noch Werner ihnen entgegen gekommen, damit die Fremden bequemer Platz hätten.

„Asta?“ lächelte Kurt, indem er Gertrud's kleine Finger, die er mit Mühe sich aus dem Pelzhandschuh erobert hatte,

abwechselnd drückte und küßte. „Asta ist das Gegentheil von Dir!“

„Mit der Erklärung ist mir auch noch nicht geholfen, beschreib sie mir!“

„Also vor Allem ein bißchen verdreht, überspannt, weißt Du, so in höheren Regionen, von der Bibel entzückt, zieht sich miserabel an, kann keine Romane leiden, schreibt aber welche,“ —

„Also fromm?“

„Nicht so recht; sie hat noch keinen Prediger anders als geistlos gefunden, Keiner macht es ihr recht, sie hat überhaupt noch keinen Menschen gesehen, den sie anders als mittelmäßig genannt hätte.“

„Also arrogant?“

„Auch nicht arrogant; Du wirst sie ja sehen, aber erschrick Dich nicht über ihre Art, sie scheint nur so kalt.“

Gertrud dachte nicht weiter an Asta, sie unterhielt sich mit ihrem Verlobten, sie scherzten, sie neckten sich, während Joachim in seiner Wagenecke saß.

„Nicht wahr, Kinderchen, ich bin die bequemste Ehrendame, die Ihr Euch hättet aussuchen können“, sagte er nur einmal.

„Du bist ein Schatz,“ antwortete Gertrud und gab ihm den Kuß, den sie Kurt eben verweigert hatte.

„Mir gefällt die altmodische Kutsche, ist Eure Hauseinrichtung auch so altmodisch?“ fragte sie darauf.

„Mehr primitiv, Gertrud,“ entgegnete Kurt, „aber bis wir das nächste Mal kommen, laß ich Dir Dein Zimmer dort wie eine Puppenstube einrichten. Das nächste Mal! das ist, wenn Du meine Frau bist!“ und er sah sie zärtlich an.

„Dann hast Du gar nichts mehr zu sagen, dann bestimme ich Alles!“

„Sucht doch dies Gut los zu werden,“ warf Joachim dazwischen, „es ist eine unglaublich schlechte Kapitalanlage.“

„Sprich Du mit Werner darüber, mich langweilen seine Auseinandersetzungen immer,“ sagte Kurt leichtsin, während Gertrud sich nach Herrn Bernhardt's Charakter erkundigte.

„Werner ist der beste Mann auf der Welt, amüsant ist er nicht, hat auch nicht viele Interessen,“ erwiderte Kurt, „aber . . .“

„Ich werde ihm furchtbar den Hof machen.“

„Das ist unschuldig, er wird es gar nicht merken.“

„Das reizt mich erst recht, nimm Dich in Acht Kurt! Ist Werner in seine Frau verliebt?“

„Ich glaube nicht, es war Mama's Wunsch, daß er sie heirathete, darum geschah es.“

Damit bog der Wagen in den Gutshof ein. Asta trat aus der Thür und ging langsam die Stufen hinab. Sie hatte ihr altes, schwarzes Kleid an, und die Haare waren wieder ganz eng anliegend geflochten, als sie aber sehr verlegen so den Reisenden entgegen ging, sah sie entzückend aus, wie ein ungeschicktes Kind.

„Mein Gott! wie jung ist sie!“ rief Gertrud, ehe der Wagen hielt, und Joachim nahm seinen Kneifer ab, er schämte sich, sie mit dem Glas anzuschauen.

Sie hatte zu lächeln aufgehört, als sie Kurt mit einem einfachen „Guten Tag“ die Hand reichte. Gertrud umarmte Asta und ging dann auf Werner zu, der eben, sich verlegen die Hände reibend, aus dem Hause trat.

„Ist Ihnen die neue Schwägerin auch recht?“ sagte sie, und schaute mit den munteren, blauen Augen schelmisch zu ihm auf.

„Aber, gnädiges Fräulein . . .“

„Was, gnädiges Fräulein? Ich heiße Gertrud,“ und damit ergriff sie seine Hand und trat ein.

Asta hatte Joachim nicht ihre Hand gereicht, sondern nur seine Verbeugung erwidert; er stand eine Stufe tiefer als sie und schaute sie noch immer bestürzt an. Sie wurde dunkelroth, als er eine höfliche Phrase murmelte und ihr den Arm bot. Sie nahm ihn an bis zur Thür, dann im Hineingehen machte sie sich los und ging ein wenig schneller. „Kurt, Du hast Dein altes Zimmer,“ rief sie ihm zu, mit etwas harter, klarer Stimme, „Gertrud soll in der blauen Stube bleiben.“ Und sie führte sie hinein.

„Es ist noch etwas kalt, aber bis zum Abend wird es durchgewärmt sein!“ sagte sie ihr.

„Ich soll allein schlafen, Asta?“ entgegnete Gertrud, „nein, Du mußt mit mir schlafen, ich graule mich sonst todt!“

„Wenn Du willst,“ erwiderte Asta mit ihrer ernstesten Stimme, „kann mein Bett hier herein gesetzt werden, nur stehe ich vielleicht zu früh auf.“

„O, ich werde mit Dir zusammen aufstehen und von Dir lernen, eine gute Hausfrau zu werden,“ sagte Gertrud einschmeichelnd.

„Ich bin keine gute Hausfrau,“ entgegnete Asta ruhig.

„Jetzt muß ich schnell Toilette machen, laß mir den Koffer heraufbringen, bitte, meine liebe kleine Schwester,“ fuhr Gertrud fort.

Asta ging, um ein Mädchen zu rufen.

„Brrr, sie hat allerdings eine schnurrige Art,“ sagte sich Gertrud, „gut, daß Kurt seiner Schwester nicht gleicht. Ich muß es mit Werner versuchen, mit Männern habe ich immer mehr Glück.“

„Gefällt Dir Gertrud?“ fragte Werner, als er seiner Frau im Eßzimmer begegnete, wo Beide auf die Gäste warteten.

„Sie scheint sehr nett,“ sagte Asta gleichgültig.

Gertrud trat in einer reizenden Toilette ein. „Welch' schöner Speisesaal! Welch' kostbare Gewächse! Nicht wahr, ich sitze neben Ihnen,“ wandte sie sich an Werner, der sie lächelnd bewunderte.

Gegen das Ende des Mittagessens duzte sie sich schon mit ihrem neuen Schwager und hatte ihn durch ihre Plaudereien köstlich amüsiert, während Kurt sich bei seiner Schwester nach dem Wildstand, nach alten Hausgenossen und dergleichen mehr, erkundigte.

„Hast Du mir die beiden Bücher mitgebracht, um die ich Dich gebeten?“ fragte ihn Asta.

Kurt hatte sie vergessen.

„Das macht nichts,“ fuhr sie fort, „es ist mir auch besser, wenn ich nichts lese.“

Hier griff Joachim in das Gespräch ein:

„Warum, gnädige Frau, muß man nicht alle seine Fähigkeiten möglichst entwickeln?“

Asta schaute auf das Tischtuch und stützte den Kopf in die Hand, als sie hart erwiderte:

„Ich glaube nicht. Alle Fähigkeiten, die uns erfreuen, die uns Gefallen an uns selbst einflößen, müssen wir ersticken!“

„Das ist eine Deiner abstrusen Maximen,“ unterbrach Kurt etwas ärgerlich, während Joachim Asta nur mitleidig anschaute und sich vornahm, das Gespräch in einem günstigeren Moment wieder aufzunehmen.

„Sie sind gewiß musikalisch?“ wandte er sich, als man vom Tisch aufgestanden war, an die Hausfrau.

Sie schaute auf das Clavier. „Weil das Instrument hier steht? Nein, das ist von meiner älteren Schwester her, ich habe nie gespielt!“

„Gertrud spielt besonders gut,“ sagte Kurt, aber Asta forderte sie nicht dazu auf, sondern ging voran aus dem Eßsaal in das Wohnzimmer; ihre Gedanken waren in weiter Ferne.

„Ich hätte nie gedacht, daß eine so wahre und einfache Frau in unserem Jahrhundert noch zu finden wäre, Alles an ihr athmet Ursprünglichkeit, und zwar Ursprünglichkeit einer edlen Natur, was noch seltener ist!“ sagte sich Joachim, er äußert seine Gedanken darüber aber nicht einmal zu seinem Freunde Kurt.

„Du möchtest wohl Platen's sehen, soll ich sie zum nächsten Sonntag einladen?“ fragte Asta plötzlich ihren Bruder.

„Richtig! Was macht denn die alte Bohnenstange, die Bertha?“

„Kurt, es ist ein sehr braves, nettes Mädchen!“

„Ja, laß nur! alle häßlichen Frauen entschuldigen einander!“

Werner lachte, aber Joachim war höchst peinlich berührt.

„Nach Tisch rauchen Sie gewiß, darf ich Ihnen nicht eine Cigarre herüberholen? Ich weiß schon, wo Ihr Zimmer

ist," wandte sich Gertrud an Werner, und damit war sie auch schon davon geeilt und kehrte triumphirend mit einer Cigarrenkiste zurück.

„Wo sind die Schwefelhölzer, Asta, wo?“ Ehe diese aber geantwortet, hatte sie dieselben schon entdeckt, entzündet und einen Aschbecher geholt. Kurt folgte den graziösen Bewegungen seiner Braut mit leuchtendem Blick. Gertrud legte nun ihren Arm um Asta's Taille und sagte: „was machen wir Schönes heute Abend, hast Du Karten, daß wir Whist spielen können?“

„Karten?“ Asta sah Werner fragend an. Dieser besann sich, daß „aus Mama's Zeiten“ noch unter der Presse im Saal welche sein müßten, und da hatte Gertrud sie auch schon geholt.

„Du bist eine Zauberin,“ sagte Werner, dem sie wie ein übermenschliches Wesen erschien mit ihren schnellen, schwebenden Schritten, dem lächelnden Auge, der feinen gepflegten Hand, die jetzt die Karten mischte und der ein kleiner Brillant-ring gut stand.

Asta wollte nicht spielen, sie hätte zu stricken.

„Mein Gott! laß doch einmal Dein langweiliges Gewerbe!“ sagte Kurt, darüber verstimmt, daß sie seiner Braut Anordnungen widersprach. Asta aber war ein Wenig eigensinnig, und Gertrud fügte sich freundlich, indem sie sagte: „morgen stehe ich eine Stunde früher auf, um zu stricken, ich will nicht träger sein, als mein kleines Vorbild Asta!“

Sie bereitete sich und den drei Herren einen sehr heiteren Abend. Asta träumte sich unterdeß weit fort, nur war Alles schwärzer und trauriger, als sonst. Kurt war der Einzige gewesen, mit dem sie bisher ihre Gedanken über einige Bücher

hatte manchmal austauschen können, nun hatte er kein Ohr mehr für sie. „Aber es ist wohl besser so, ich hatte neulich das Brotbacken wegen eines neuen Buches verschoben, und das ganze Haus kam in Unordnung!“

Joachim schaute oft auf die starren, ernsten Züge der jungen Frau, die der reizenden Rundung und den schönen Farben ihres Gesichtes so widersprachen, sie aber merkte es nicht.

Gertrud ließ Asta nicht den Thee machen; sie habe eine ganz besondere Art, ihn zu bereiten, sagte sie, welche sie dann auch anwandte und worauf Allen der Thee weit besser schmeckte, als sonst. Nur Asta sagte: „ich sehe keinen Unterschied,“ und ahnte nicht, daß Alle sie für eifersüchtig auf Gertrud's Geschicklichkeit hielten.

Als die beiden Frauen am Abend zu Bett gingen, war Gertrud gar nicht mehr bange vor Asta's ernster Art. „Sie ist etwas dumm,“ sagte sie sich, „und sehr neidisch. Ich muß etwas Rücksicht auf sie nehmen, aber dabei doch dem guten Werner zeigen, wie sonnig Alles im Hause sein könnte, wenn er eine Frau hätte und nicht so ein Zwitterding von einem Jungen und Mädchen, wie Asta ist! Der arme Mann! er wußte gar nicht, daß man so ein bißchen bedient und kajoziert werden kann! Ich habe mit ihm gewettet, daß ich früh genug aufstehe, um ihm morgen, ehe er auf die Jagd geht, den Kaffee zu kochen.“

Die Unterhaltung der beiden Frauen war ganz einseitig. Asta wußte nie zu sprechen und war überhaupt auf's Höchste verlegen. Während Gertrud sich mit großer Bequemlichkeit auszog, sehr niedlich plauderte, sich wusch und ihre blonden Haare kämmte, kroch Asta halb angezogen in's Bett und

beendete erst ihre Toilette, als das Licht gelöscht war und Gertrud schon zu schlafen schien.

Als Asta am nächsten Morgen hinunter kam, war Niemand im Wohnzimmer. Gertrud war wirklich früh aufgestanden. Sowohl Kurt, den die Freude, mit seiner Braut in einem Hause zu sein, nicht schlafen gelassen, wie auch Gertrud, waren mit Werner gegangen.

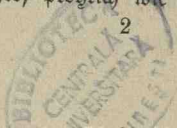
„Das wird eine schöne Jagd sein!“ dachte Asta, etwas ärgerlich; sie hatte auf Wild gerechnet, zum nächsten Sonntag, zu dem sie einige Nachbarn eingeladen. Sie wärmte sich etwas Kaffee und stand dann einen Augenblick am Fenster. Es war leichter, windstillter Frost. „Es werden klare Feiertage,“ dachte sie, „wie hübsch war es einmal zu Weihnachten, als Papa uns den Schlitten schenkte! Seit Mama's Tode haben wir nie mehr das Fest gefeiert, vielleicht sollte ich für Kurt und Gertrud einen Baum puzen — aber ich kann ja nicht!“

Hinter ihr ging die Thür.

„Frau Holzen,“ sagte sie, ohne sich umzudrehen.

„Nein, gnädige Frau, ich bin es,“ sagte Joachim, der eine Unterhaltung mit ihr gesucht und sich darum schlafend gestellt hatte, als Kurt mit Rücksichtslosigkeit, ehe er aufbrach, herumwirthschaftete. Joachim wußte gar nicht, was ihm war. Er kannte ja viele Frauen; woher machte ihm diese einen Eindruck, als sei sie keine Frau, sondern ein aus Versehen verkörperter Geist? Er hatte gestern Abend an das morgenländische Märchen denken müssen, von der körperlosen Schönheit, das er einst so verspottet, als ein Freund es ihm erzählte; überhaupt waren ihm in der Nacht alle die Hohnreden auf Frauen, die er schon geführt, plötzlich wie Vor-

15194.



würfe aufgestiegen. Wenn sie so etwas gehört hätte? — Und wenn? sie hätte es ja doch nicht verstanden und auch nicht darauf geachtet. Auf was achtet sie denn? Ob wohl schon einmal Irrsinn in der Familie war? Oder was bedeuten ihre Augen?“

Asta wandte sich schnell um, als sie die Stimme ihres Gastes vernahm.

„Sie sind nicht mit auf der Jagd? Ich dachte Sie auch draußen.“ Doch dabei wurde sie roth, ihr fiel ein, daß sie gar nicht an ihn gedacht und also eine Lüge gesagt hatte. Er sah es und lächelte, und dann, indem er einen Stuhl heranzog, denn sie hatte sich gesetzt und in der Verlegenheit eine vor ihr liegende Stiderei ergriffen, sagte er: „Sie hatten meine Anwesenheit ja ganz vergessen; warum sind Sie nicht offen? Es steht Ihnen so gut.“

Sie lächelte auch, und dabei glänzten ihre Augen ganz schelmisch.

„Ich habe ein furchtbar schlechtes Gedächtniß, ich vergesse immer die Hälfte. Mich wundert, daß die Wirthschaft noch so geht, wie sie geht; zu gut ist es allerdings nicht.“

Das sagte sie aber mehr für sich. „Wie reizend,“ dachte Joachim, „dieser Mangel jeder Form; es kommt ihr nicht in den Sinn, daß sie mich eigentlich unterhalten müßte, als Wirthin und Frau, die sie ist.“

„Man wird besser, wenn man Sie nur sieht,“ sagte er auch so vor sich hin, ihre Art des Sprechens nachahmend.

Sie schaute ihn groß und ernst an: „Warum verspotten Sie mich?“

„Ich meine das im bitteren Ernst,“ entgegnete er, „aber das können Sie nicht verstehen. Sie wissen nicht, welcher Art Unserens Leben ist.“

Sie schwieg, sie war nicht neugierig. Dann stand sie auf und suchte in ihrer Tasche.

„Ich habe den großen Schlüssel wieder verloren,“ und ohne ein Wort der Entschuldigung ging sie aus dem Zimmer. Joachim war einen Augenblick verblüfft, dann sprang er auf und folgte ihr.

„Zeigen Sie mir mal die ganze Wirthschaft, Ihre tägliche Beschäftigung,“ sagte er halb scherzend.

Sie lächelte altklug. „Nein, das kann Sie nicht amüsiren und das geht auch nicht,“ und sie erröthete.

„Warum nicht, bin ich nicht auch so eine Art Schwager? Amüsiren thut es mich gewiß. In jedem Ding, sei es noch so trivial, steckt ein Stück Philosophie.“

Asta sah ihn an. „Meinen Sie wirklich, daß ein Stück Geist selbst in einer Gutswirthschaft steckt?“

„In Ihrer; Sie können Nichts ohne Denken thun.“

„Doch, doch,“ sagte sie, ohne das Compliment zu beachten. „Für mich ist das Arbeitsleben das Eine und das Denkleben das Andere; ich verbinde sie nie. Uebrigens mache ich diese Bemerkung mir eben erst selbst.“ Sie wollte hinzufügen: „Ihre Gegenwart scheint klärend auf mich zu wirken.“ Aber sie schwieg. Dann begann sie ihre tägliche Inspection, gerade so als ob er nicht dabei gewesen wäre; redete ohne jede Befangenheit plattdeutsch mit den Leuten, rechnete, maß, wog, und er bewunderte den kindlichen Ernst, mit dem sie Alles that. Es kam ihr augenscheinlich nicht in den Sinn, daß sie als gesellschaftliche Form oberflächlich nur Alles hätte

zeigen sollen; ihm aber war es recht, wie sie war. „Wenn unsere Frauen immer so gewesen wären, hätten wir uns das allerliebste Wort coquett nicht von unseren Nachbarn zu holen brauchen,“ dachte er.

Nach einer Stunde war sie mit diesem Theil ihrer Aufgabe fertig, und kehrten Beide etwas erfroren in das Wohnzimmer zurück. Sie setzte sich wieder in den Lehnstuhl und ergriff eine Arbeit. Er blieb stehen und sagte:

„Erlauben Sie mir zu rauchen? Ich habe mich so an den blauen Dunst gewöhnt, daß ich mir ohne den . . .“

„Sehen Sie, was ich für ein Gedächtniß habe!“ unterbrach sie ihn, „den ganzen Morgen habe ich Ihnen Cigarren anbieten wollen; mein Mann raucht ja fast unausgesetzt.“

„Wie ich sehe, ist das sogar sein einziges Vergnügen; er jagt selten, reitet nie spazieren!“

„Ja,“ sagte Asta, vor sich hin blickend, „aber ich hatte noch nie daran gedacht.“

„Auch Sie kennen keine Zerstreuung?“

„Ich glaube, wir würden keine Freude an Dem haben, was Anderen Vergnügen ist!“

„Sie finden eben alles Glück in einander,“ sagte Joachim halb fragend, aber mit einer ihn selbst überraschenden Bitterkeit.

Sie entgegnete nichts.

„Sehen Sie dagegen,“ fuhr er fort, „mein Leben; ich glaube, es giebt nicht zwei Abende im Monat, wo ich zu Hause bin. Wenn ich nicht tanze, bin ich im Theater oder Club, oder spiele Billard bei Freunden.“

„Es muß schwer sein, bei solcher Art Leben gut zu werden; es legt Einem jede Beschäftigung Hindernisse in den Weg!“

„Was ist denn gut nach Ihrer Meinung?“ fragte Joachim, leise belustigt. „Wenn Kurt oder Merlow, oder sonst Einer meines Kreises eine Abhandlung über Güte von mir hörte! Ich glaube, sie hielten mich für krank;“ dachte er.

„Es giebt nur ein Gutsein, das ist sich selbst ertöden,“ war Asta's Entgegnung.

„Da würde ich energisch protestiren. Gutsein kann höchstens darin bestehen, Anderen möglichst viel Glück zu bereiten!“

Asta schaute ihn groß an; sie war kein schneller Denker und wußte nichts zu erwidern. Nach einer Weile sagte sie:

„Ich fühle, daß das falsch ist, wenn ich auch nicht weiß, warum. Glück ist ein vager Begriff, von dem die Bibel nicht spricht!“

„Und giebt es für sie nur diese eine Quelle der Weisheit?“

„Nein, aber sie ist die höchste, und ich kehre immer wieder zu ihr zurück.“

„Wollen Sie mir einmal von Ihren eigenen Schriften etwas zu lesen geben?“

Asta wurde dunkelroth. „Wer hat Ihnen gesagt, daß ich schreibe?“ sagte sie rauh.

„Verzeihen Sie! Ich wußte nicht, daß es ein Geheimniß war. Aber wie können Sie mir eine Frage so übel nehmen, dazu sind Sie doch zu gescheit!“

Die Uebrigen traten in demselben Augenblick in's Zimmer ein, Gertrud in einem Pelzkostüm, das ihre elegante Taille eng umschloß.

„Ist das Essen auf dem Tisch?“ rief sie. „Werner und Kurt sind halb verhungert.“ Dabei lief sie wieder hinaus, um das Anrichten selbst zu bestellen.

Asta wußte nicht, was mit ihrer Person beginnen; da Gertrud hinausgegangen war, brauchte sie ja nicht mehr; so fragte sie, ob etwas geschossen worden sei, sie hätte sicher darauf gerechnet, und das klang etwas vorwurfsvoll, obgleich sie es nicht so meinte.

„Nein,“ sagte Kurt, „wir gingen zu unserem Vergnügen und hatten den allein auf das Nützliche gerichteten Sinn der Hausfrau vergessen. Gesteh', Asta, Du begreifst nicht, daß man spazieren gehen kann, ohne einen Zweck dabei zu verfolgen.“

„Gewiß verstehe ich das,“ und sie kramte im Zimmer herum und schaute nach ihrer Art nicht auf, „es giebt vielerlei Menschen auf der Welt!“

„Die Du aber verachtest?“

„Nein, warum? Im Gegentheil, ich wünschte, ich hätte hätte etwas von Eurem leichten Sinn!“

Gertrud kam wieder wie ein Wirbelwind in die Stube, ergriff Werner's Arm und ging mit ihm in den Eßsaal, der nicht recht erwärmt war.

„Liebe Asta,“ sagte ihr Mann, „hier hätte früher geheizt werden müssen!“

„Ja,“ sagte sie mit gesenkten Augen, „ich hätte daran denken sollen.“

„Ich bin daran schuld,“ fiel Joachim ein, „ich habe die gnädige Frau durch meine Anwesenheit an Allem verhindert.“

„Im Gegentheil,“ erwiderte Asta, „ich hätte gerade von Ihnen lernen können, daß man an Anderer Glück mehr denken soll.“

Kurt und Gertrud lachten: „So weise hat Joachim gepredigt?“ Er aber war verlegen und ärgerlich über Asta's

Harmlosigkeit. „Es ist recht nett Wahrhaftigkeit, aber doch etwas unbequem!“ dachte er. —

„Eigen ist,“ sagte Gertrud nach Tisch zu Werner, „daß Afta den ganzen Tag in der Wirthschaft herum arbeitet, und Du doch gar keine Behaglichkeit hast, Nichts geht am Schnürchen!“

Bisher war dieser Umstand Werner noch nie aufgefallen, aber, mit dem Egoismus des beginnenden Alters, erschien er sich plötzlich auch etwas vernachlässigt.

„Afta! diese gräßlichen Tassen!“ rief Gertrud, als der Kaffee hereingetragen wurde, „nein, das dulde ich nicht, Du hast gewiß hübschere!“

„Wir haben immer diese gehabt,“ entgegnete Afta mit plötzlichem Eigensinn, „und Mama's gute Tassen sind zu schade!“

„Aber wozu stehen sie im Schrank?“ und Gertrud bestand auf ihrem Vorschlag. Werner und Kurt waren natürlich ihrer Meinung, und als Afta aufblickte, um ein Nein zu sagen, begegnete sie Joachim's Augen und gab stillschweigend den Schlüssel.

„Und wenn Sonntags Besuch kommt, müssen wir die Zimmer ummeubliren, das steht Alles so steif an der Wand. Nicht wahr, ich darf einmal nach meinem Geschmack anordnen?“ sagte Gertrud im Laufe des Gespräches.

Und am nächsten Tage war das ganze Haus umgestellt, ein Weihnachtsbaum von den Herrschaften eigenhändig aus dem Walde geholt und telegraphisch in Berlin Confekt bestellt, das der Diener, (den Gertrud auch für unerläßlich zu dem Sonntags-Empfang hielt) mitbringen sollte. Gegen das Kommen von Joachim's Diener hatte Werner zuerst Ein-

spruch erhoben: „Ein Diener? wozu? Ich bin nicht daran gewöhnt, und der stiehlt gewiß!“

„Aber Wernerchen! meines Bruders Diener,“ erwiderte Gertrud, und ein Kuß, den sie ihm gegeben, hatte entschieden.

Abends las Kurt ein unterhaltendes Feuilleton vor, Werner saß in der einen Sophaecke, Gertrud in der anderen, und allmählig rückte sie immer näher an ihn heran und legte, unter dem Vorwand müde zu sein, ihren Kopf an seine Schulter und schief auch wirklich ein. Werner umschlang ihre Taille und sagte: „Wie mein eigen Kind, so zutraulich ist sie.“ Aber Kurt wurde über Gertrud's Zärtlichkeit doch fast eifersüchtig. Asta fand nichts dabei, sie dachte gar nicht einmal daran, daß sie es hätte thun können, und es hätte ihr wohl auch Keiner der Anderen ein Recht dazu gegeben.

Sie sprach jetzt freier mit Joachim, als an jenem ersten Morgen, und er fand sie immer eigenartiger und sah mit einer instinctiven Freude, welch unberührtes Kinderherz und Gemüth sie hatte. „Und dabei ist sie seit 6 Jahren verheirathet, spurlos scheint das Leben an ihr vorbeigegangen zu sein,“ und er wagte es sich nicht zu gestehen, wie leid es ihm that, die in ihr schlafende Gluth nicht erwecken zu können. Sie zog ihn immer mehr an, bis er sich endlich ärgerlich sagte: „Und schließlich ist sie doch nur eine Frau, weiter nichts; ich will den Zauber von mir werfen!“

„Asta, mir zu Liebe zieh' Dich morgen schön an,“ bat Gertrud am Sonnabend in ihrer einschmeichelnden Art, obgleich ihr Bruder ihr vor einer halben Stunde gesagt hatte, daß er ihr ganzes Gebahren sehr unzart fände; wie könne sie sich so zur Herrin des ganzen Hauses aufwerfen!

„Ich mag nicht, Gertrud,“ antwortete Asta abweisend, „ich zieh' ein schwarzes Seidenkleid an.“

„Ich habe solch ein hübsches weißes Kleid mit Spitzen da hängen sehen!“

„Das hat mir Anna, als ich zur Taufe ihres Jungen in Magdeburg war, machen lassen.“

„Siehst Du, hier sind die Schleifen dazu, die setze ich Dir darauf und dann frisire ich Dich.“

In letzterem Punkte blieb Asta aber eigensinnig; sie zog sich am Sonntag zwar das weiße Kleid an, aber die Haare flocht sie fest ein und steckte sie am Hinterkopf auf. „Die Frisur entstellt Dich förmlich,“ sagte Gertrud ärgerlich, aber Alles umsonst.

Gertrud traf alle diese Vorbereitungen, um am Sonntag Abend ordentlich tanzen zu können, und dazu mußte, der Fremden wegen, auch die Hausfrau danach gekleidet sein.

„Wer kommt denn eigentlich Alles?“ fragte Kurt seine Schwester, nachdem er seiner Braut bewundernd zugeflüstert: „Du siehst wie eine Elfe in dem blauen Gewoge aus, Gertrud.“

„Genau weiß ich es auch nicht,“ erwiderte sie mit verdrießlich klingender Stimme, „sie haben nicht Alle Bescheid sagen lassen, die Platen's, die Hecht's, die Schulze's mit den Kindern, die Krause's, die Bernow's mit seinem Schwager.“

„Ich komme mir zu verdreht vor; am hellen Tage in der Abendtoilette,“ sagte Gertrud, die sich im Spiegel von allen Seiten besehen hatte, „aber so ist's auf dem Lande!“

„Und ich erst im weißen Kleide, es paßt gar nicht zu mir!“ setzte Asta hinzu.

„Im Gegentheil,“ sagte ihr Bruder, „Du siehst heute beinah menschlich aus, Asta!“

Asta genirte sich nur vor Joachim; als er eintrat und mit seiner eleganten Leichtigkeit auf sie zutrat, war sie ganz bleich vor einem Gemisch peinlicher Gefühle. Er sah sie strahlend an.

„Nicht wahr, Achim,“ sagte Gertrud, „Asta sieht ganz verändert aus?“

„Nein, das finde ich nicht; jede Veränderung würde Ihnen auch nur schaden,“ setzte er leise hinzu.

Um 2 Uhr kamen schon die Gäste; Werner empfing mit freundlicher Einfachheit, Asta mit liebenswürdiger Ungeſchicklichkeit; sie war ganz wo anders mit ihren Gedanken, glaubte es aber Jedem behaglich zu machen. Man behandelte sie allgemein in etwas protegirender Weise, was aber weder sie, noch ihr Mann bemerkte. Nur einige ältere Damen erkannten an, daß sie eine tüchtige Hausfrau sei und hatten eine Art mütterlicher Zuneigung zu ihr. Gertrud entzückte gleich Alle; sie war einschmeichelnd zu den Aelteren und versammelte einen Knäuel junger Mädchen und Männer bewundernd um sich; auch Kurt war ein großer Liebling der Gutsnachbarn, und Joachim wurde einstimmig sehr liebenswürdig und interessant gefunden.

Werner besprach das Kaufangebot, das ihm für Selldorf gemacht worden war, mit einigen Nachbarn. Jeder war anderer Meinung darüber, aber Werner sprach gern und breit über practische Fragen, auch wenn nichts dabei herauskam. Asta horchte gespannt hin, ihr schien, als ob Leben und Tod davon abhinge.

Währenddem wurde zu Tisch gegangen. Vier Leute bedienten, aber da einige dreißig Gäste waren, ging es doch ziemlich langsam, und nach sechs Uhr stand man erst auf.

Asta hatte sich zwischen die Kinder gesetzt, denen sie aufthat und von denen sie sich allerhand Schulnachrichten aus der Stadt erzählen ließ. Joachim fixirte sie oft mit Blicken; „sie ist doch nur eine Frau, ich will den Zauber von mir werfen,“ wiederholte er sich.

Nach Tisch kam er auf sie zu; er war ein wenig ange-regt vom Wein und hatte sich vorgenommen, aus seiner reser-virten Haltung herauszutreten.

„Warum hat man Ihnen einen so traurigen Namen ge-gaben?“ sagte er, „die letzten Blumen des Jahres sind die Aestern.“

Sie sah ihn groß an und sah in sein funkelndes Auge und sah noch einmal hinein, und ihr wurde schwindlig, daß sie umgefallen wäre, hätte er sie nicht gehalten.

„Sie sensitives Kind,“ sagte er leise, nachdem er sich umgesehen hatte, daß Keiner sie beobachtete. „Haben Sie wohl einmal über die Menschen nachgedacht? haben Sie wohl einmal gesehen, was um Sie vorgeht?“

Sie hatte ihre Schwäche überwunden und schaute über Alle hinweg:

„Ich habe es plötzlich gemerkt, daß ich anders bin, und ich habe auch gemerkt, daß Sie mich zu einem Menschen, wie die Anderen sind, machen möchten; aber ich eigne mich nicht dazu, ich bin froh, daß ich bald wieder allein bin, allein mit meinen Sorgen,“ antwortete sie.

Er stand unschlüssig vor ihr; in dem Augenblick trat Gertrud heran:

„Achim, Du mußt den Tanz mit Asta beginnen; Werner möchte nicht, und Einer vom Hause muß es doch; Grethe Hecht spielt schon einen Walzer.“

„Ich kann nicht,“ sagte Asta ängstlich, „ich habe nie ordentlich getanzt.“ Joachim aber ergriff ihre Taille und flog mit ihr davon; Gertrud und Kurt folgten, und eine Reihe anderer Paare schloß sich an.

„Ich bin ganz schwindelig,“ sagte Asta matt, „führen Sie mich in das kühle Nebenzimmer.“

Joachim sah sie an, sie war kreideweiß und schloß die Augen. Hätte er in sie sehen können, hätte er es nicht gewagt, — so aber preßte er sie an sich und küßte leidenschaftlich ihre halb geöffneten Lippen; sie aber verlor das Bewußtsein mit einem tiefen Seufzer.

Asta kam den ganzen Abend nicht wieder zum Vorschein; sie habe starkes Fieber, ließ sie sagen und ließ ihr Bett aus Gertrud's Zimmer stellen, da sie krank zu werden fürchtete.

Werner kam spät, als die Gäste alle davon gefahren waren, an ihr Bett.

„Du hast Dich wohl mit den Vorbereitungen überanstrengt,“ sagte er freundlich, „es war aber auch Alles wunderschön, und Gertrud ist doch ein zu reizendes Geschöpf!“

Asta öffnete die Augen, ihr Haar hing wirr aufgelöst um ihren Kopf, die Augen waren verweint.

„Werner!“ sagte sie und starrte ihn an, „ich muß Dir etwas sehr Schweres sagen: mich hat Joachim heute Abend geküßt.“ Sie sagte es mit harter Stimme, wie etwas auswendig Gelerntes; ihrem ganzen Frauensinn widerstand es, aber ihr Rechtsgefühl zwang sie dazu.

„Und was ist dabei schwer?“ entgegnete Werner ein wenig verstimmt, „Du legst Dir immer zu viel Bedeutung bei, warum bist Du denn nicht wie andere Frauen, die Harmlosigkeit harmlos auffassen!“

Gertrud hatte ihn nicht Ein Mal, nein, zwei, drei Mal geküßt und ihm für den reizenden Abend gedankt, und er hatte das sehr nett gefunden, — und nun wollte seine Frau ihm das unbehagliche Gefühl beibringen, daß solche liebenswürdige Zärtlichkeiten unrecht seien. Ja, — und plötzlich ging wie ein mißtrauischer Zug über sein feines, freundliches Gesicht, — vielleicht sagte sie alles das nur aus Eifersucht und hatte Joachim zum Vorwand genommen!

Asta beobachtete ihn, hatte aber keine Ahnung von dem was in ihm vorging.

„Lieber Werner,“ sagte sie, „küß’ mich, sonst kann ich nicht einschlafen.“

Er küßte sie auf die Stirn, dann ging er aus der Stube. Ja, sie war eifersüchtig: nie, nie, in all den Jahren ihrer Ehe hatte sie ihn freiwillig geküßt, geschweige denn, ihn um eine Zärtlichkeit gebeten. Aber Naturmensch wie Werner war, zog auch kein Gefühl von Liebe und Mitleid für sie durch sein Herz; Alles, was er an Gedanken von seiner Gutswirthschaft, von seiner täglichen Arbeit erübrigen konnte, gehörte jetzt der kleinen Fee Gertrud, und das mit einer dreisten Naturnothwendigkeit, die sich nur ereifert haben würde, hätte Jemand das anders als selbstverständlich gefunden. Ihr Bild mit all der jugendlichen Grazie schwebte ihm unausgesetzt vor Augen; — wie gut, daß er unter einem schweren, grauen Himmel, in nüchternen Umgebung lebte, wo nur die Reime jeder heißen Empfindung sprossen, dieselben aber nie zu voller Blüthe entfaltet werden! Jedes Jahr brachte der Weinstock im Garten Trauben, aber nie waren sie gereift, nie auch nur zur Hälfte ihrer natürlichen Größe angewachsen. —

Joachim war froh, den benehmenden Zauber von sich abgeschüttelt zu haben. „Sie ist ja auch nur eine Frau! Was trug ich mich mit Phantasiegestalten! Sie hat sich ruhig küssen lassen, die Ohnmächtige gespielt, um morgen zu thun, als wisse sie von nichts. Solch feine Lippen hat sie! Schade, daß ihre Augen nicht geöffnet waren, die hätte ich sehen mögen! Ich habe eine ordentlich krankhafte Lust, ihr Auge mit einem weniger idealen Ausdruck zu sehen, der ganze Reiz ihrer Erscheinung besteht darin, daß sie nicht menschlich, gewöhnlich in die Welt schauen kann. Daß wir Männer dieses Jahrhunderts doch noch immer den Drang zum Nivelliren haben, und uns erst glücklich fühlen, wenn wir Alles ins Alltägliche gezogen haben.“ —

Am nächsten Morgen war nur Asta zur gewohnten Stunde auf; auch die Dienstleute waren mit ihrer Arbeit in Rückstand. Asta war nicht milde, nur gerecht, sie gab nie zu, daß man manchmal ein Auge zudrücken darf. That Einer nicht seine Pflicht, wurde er entlassen. „Ich habe nicht die Mittel, eine Besserungsschule bei mir einzuführen,“ sagte sie, als Werner einmal für eine etwas nachlässige, aber gutwillige Magd ein Wort einlegte. Heute jedoch schaute sich Asta nach nichts um; sie sah, daß man den großen Hund im Hausflur fütterte, was ein für alle Mal untersagt war: ihr war es aber unmöglich, zu schelten, sie fühlte sich gar nicht im Stande dazu.

Joachim's damaliger Ausspruch: „man muß möglichst viel Glück um sich zu verbreiten suchen,“ war das Einzige, was ihren Kopf beschäftigte. Sollte er Recht haben, war ihr ganzes, langes Leben bisher irre gegangen. Sie hatte zwar nie an sich gedacht, aber auch nicht an das Glück An-

derer, immer nur an die Pflicht, an die schwere, ihr widerstrebende Arbeit. Die gestrige Erregung hatte sie ganz verwunden, weil sie über die Lebensaufgabe nachdachte, den Endzweck, von dem Joachim einmal gesprochen; nur hatte sie noch die entsetzliche Schwäche, die öfters mit Ohnmachten bei ihr eintrat. Aber sie war nicht gewohnt, viel Wesens davon zu machen, und Werner wußte, daß solche Anfälle schnell vorbeiging, darum achtete er nicht auf sie. Als Asta eine Weile im Garten auf- und abgegangen, wurde es ihr zu kalt und sie trat in's Wohnzimmer. Auf dem Hausflur traf sie Joachim, der auf die Jagd gehen wollte. Sie traten zusammen ein. Asta war roth und schaute auf das Bild ihrer Mutter, das über dem Sopha hing; dann sagte sie plötzlich, fast bewußtlos: „Sie müssen mich nicht wieder küssen, das mag ich nicht, ich bin solche Formen nicht gewohnt, und man kann sich ja ohnedies ebenso lieb haben.“ Damit ging sie aus dem Zimmer; sie wußte selbst nicht, wie sie dazu gekommen war, zu sprechen, nachdem sie sich fest vorgenommen hatte, die ganze Sache nicht zu erwähnen. Sie war förmlich erregt über ihre kleine Rede und ging zu Gertrud, um zu fragen, ob sie auch gut geschlafen habe, und nie war ihr Schritt so leicht, ihr Lächeln so lieblich gewesen.

Joachim brach verstimmt auf. „Sie ist mir überlegen; sie, ein kleines Landmädchen, mir, dem überfeinerten Manne! Aber sie hat kein Gefühl davon, es geschieht bei ihr Alles unbewußt. Und ich? Bin ich etwa allen Ernstes in sie verliebt, in solch ein hinträumendes, ungraziöses Kind?“ —

Gleich nach dem Mittagessen reisten die Gäste wieder heim. Sie hatten versprochen, die letzten Tage beim alten Dunkel Vormann zuzubringen, der sie überhaupt nur wider-

willig hatte gehen lassen, da er seine Gertrud nun so bald ganz und gar verlieren sollte.

Gertrud warf sich beim Abschied in Werner's Arme und sagte: „Wenn ich es nicht aushalten kann, komme ich wieder! Nicht wahr, Dein Haus steht mir immer offen?“ Er war sehr gerührt, Kurt hoch erfreut, daß es ihr in seinem „Zuhause“ so gefallen, und selbst Asta sagte, nachdem sie Alle fortgefahren, mit dem Kopfe nickend: „sie ist recht nett, und Kurt hat vernünftig gewählt.“

Mann und Frau waren wieder allein beim Nachmittagskaffee. Werner schloß halb die Augen, damit er sich einbilden könne, seine kleine Schwägerin säße neben ihm. Asta dachte wohl einen Moment daran, ihrem Manne Aschbecher und Schwefelhölzer zu holen, wie es Gertrud während der sechs Tage ihrer Anwesenheit gethan; aber ihr fiel aus der Lafontaineschen Fabel ein, daß ein Anderer nicht sich erlauben dürfe, was das Schooßhündchen thun könne, und mit einem kleinen Seufzer: „ach, glücklicher sind doch die Zierrpflanzen, als die Nutzpflanzen,“ legte sie beide Hände auf den Tisch und ihr Gesicht darauf.

Da sie nie auf sich geachtet hatte, merkte sie nicht, daß es ihr etwas Neues war, so beschäftigungslos in's Blaue zu träumen. Sie hatte den Nachmittag frei und stand darum nach einer Weile auf, um sich der Freude des Lesens und Schreibens hinzugeben. Werner hätte diesen einen Nachmittag nun gern geplaudert, er fühlte solch eine große Dede, und wie Asta aus dem Zimmer ging, schlich sich in die leere Stelle seines Herzens eine Art Bitterkeit gegen sie. Sie aber war strahlend, als sie an ihrem Schreibtisch saß: sie hatte in einem Gedichte allegorisch Joachim Alles gesagt, was sie ihm

nicht auszudrücken gewußt, wie Glück etwas Verderbliches sei und die tiefen Eigenschaften der Seele ertödtete, wie es das Sein verflache, und sie merkte nicht, daß es eine Art Glück war, welches sie überhaupt zu der Erkenntniß ihrer eigenen Gedanken gebracht hatte.

„Wie er wohl lebt, Joachim?“ fragte sie sich dann, und sie stellt sich sein ganzes heiteres, elegantes Treiben vor und richtete seine Wohnung phantastisch prachtvoll ein. Sie hatte Märchen so gern, und ihre ganze Einbildung war voll von Gold und Edelsteinen und blühenden Prachtgewächsen, springenden Brunnenquellen. „An uns denkt er nie wieder!“ schloß sie ihre Träumereien, als die Zeit des Abendessens gekommen war, und sie aus ihrem Zimmerchen ging.

Die nächsten Tage sammelte sich in Werner immer mehr und mehr Bitterkeit gegen seine Frau an, und als einmal Asta, indem sie eine Tasse über den Tisch reichen wollte, ausglitt und ihm die Hand begoß, sagte er mit ungewohnter Heftigkeit: „Du machst doch Alles gar zu ungeschickt! Gestern waren meine Cigarren nicht zu finden, am Abend brannte die Lampe nicht, jetzt verbrennst Du mir die Hand!“

Asta saß ruhig da, das Kinn in den aufgestützten Ellbogen gelegt, und sagte: „Das ist ungerecht, die Cigarren hatte das Mädchen verkrant, an der Lampe war schuld, daß —“ —

Er aber unterbrach sie: „Nein, die Hausfrau ist an Allem schuld; sie muß die Leute so gewöhnen, daß nichts Ungehöriges vorkommt, das hat auch Gertrud gesagt.“

„Ja, ich weiß, daß mir nichts recht von der Hand geht,“ erwiderte Asta mit rührender Einfachheit, „aber was soll ich machen?“

Es hätte jeden Anderen gerührt, Werner aber, der seine verbrannte Hand kühlte, sagte: „Dir Mühe geben,“ und damit stand er auf und warf die Thür zu. Asta blieb ruhig sitzen; ihr war vor Schreck eine Thräne in die Augen gekommen. Werner mußte unwohl sein, so war er ja noch nie gewesen, er, der beste Mann der Welt!

Aber am Abend fand er wieder etwas zu tadeln; und auch in der Frühe, und so ging es fort. Er merkte nicht, wie anders er geworden, daß ihm seine Frau unheimlich war, wenn sie so unbeweglich, mit gesenktem Haupte neben ihm saß, oder wenn sie die tiefen, großen Augen so weltverloren zu ihm aufschlug. Sie machte ihm nie einen Vorwurf, aber es hatte sich das Bild des Lebens für sie geändert. Sie hatte Schmerz gekannt und die drückende Plage einer ungeliebten Arbeit, aber nicht das aufreibende Leid ewigen Mergers. Jedes rauhe Wort stach sie immer bis tief in's Herz, es wandte und krümmte sich, wie ein nagender Wurm in ihrem Innern, und verleidete ihr auch die liebe, heimliche Thätigkeit an ihrem Schreibtisch; denn sie fand nicht die Ruhe objectiver Anschauung. Sie dachte nicht mehr an die Theorien von Selbstaufopferung, sie dachte nur mit scheuer Sorge von einer Kleinigkeit zur anderen.

Für Werner aber wurde diese Form des Lebens zur Gewohnheit, es hätte ihm etwas gefehlt, hätte er sich nicht über Alles ärgern können; er glaubte, er wäre immer so gewesen.

„Er ist krank,“ wiederholte sich Asta.

So nahte der März heran, in dem Kurt's Hochzeit stattfinden sollte. Werner und Asta hatten fest versprochen, zur Feier derselben nach Berlin zu kommen; nun aber die Zeit heranrückte, graute Asta davor. Es sprach so viel dagegen,

die große Ausgabe, die ihr sogar unerforschlich erschien, die vielen Menschen, die Anzüge, die sie sich hätte beschaffen müssen, und dann, vor allen Dingen, scheute sie sich vor Joachim. Wenn er solch einen Ausbruch ihres Mannes, wie sie deren jetzt gewohnt war, gegen sie mit anhörte, wie sollte sie ihm dann noch je in die Augen sehen? Zumal ihr Mann ja eigentlich Recht hatte; sie war keine praktische Frau, überhaupt eignete sie sich nicht zu einer Frau, sie hätte nicht heirathen sollen. „Jeder zahlt die Schuld des Lebens in adäquater Münze, und ich habe mich im Werth derselben geirrt,“ sagte sie sich. Daß man sie kaum gefragt, als Werner sie geheirathet hatte, das vergaß sie in ihrem Bestreben, Andern gerecht zu werden.

Wenn sie aber nicht mitginge, würde Werner auch einen Arzt konsultiren? Sein Zustand war so krankhaft gereizt, daß ihm nur eine Badereise helfen könnte, und dafür mußte sie Sorge tragen.

Lange fürchtete sie sich, ihren Entschluß nicht zu reisen ihrem Manne mitzutheilen, endlich wagte sie es.

„Du mußt mir doch immer widersprechen!“ sagte er zuerst; schließlich aber überzeugte sie ihn von der Triftigkeit ihrer Gründe.

„Vielleicht hast Du Recht!“ meinte er. „Ich aber muß hin, es würde Kurt und Gertrud zu leid thun, käme Keiner. Außerdem hoffe ich bei Gelegenheit dieser Berliner Reise einen Käufer für Selldorf zu finden, und dann, vielleicht ist es wahr, daß ich Jemand wegen meiner Gesundheit befragen müßte; ich bin ja noch nicht in dem Alter, um so leidend zu sein, es muß mir irgend etwas fehlen.“

Als Asta dem Wagen, der ihren Gatten nach dem nächsten Bahnhof brachte, nachschaute und sich umwandte und in's Haus trat, überkam es sie wie eine Erleichterung. Sie setzte sich an die eben verlassene Arbeit; als es aber schummrig wurde, ging sie mit einem Gefühl des Wohlbehagens durch alle Zimmer; es war wie eine physische Freude — so unbekümmert und frei sich zu ergehen. Lange schaute sie in den Garten, wo das erste Märzleben sich zu regen begann, und als sie am nächsten Morgen Schneeglöckchen entdeckte, wand sie große Kränze für der Eltern Grab.

Acht Tage blieb Werner aus, dann kam er sehr befriedigt heim. Er hatte einen Arzt consultirt, der ihm gerathen, im Mai nach Karlsbad zu gehen, und ihm mit Sicherheit vollständige Genesung versprochen. Gertrud hatte ihm zugesagt, im Sommer einige Wochen auf Selldorf zuzubringen, und außerdem hatte der alte Onkel Vormann den Wunsch geäußert, Selldorf für seinen „nichtsnußigen Neffen“ Joachim zu kaufen.

„Der Junge ist in die diplomatische Laufbahn getreten; da steht es ihm an, sein Gut zu haben, und wenn es auch eine schlechte Capitalsanlage ist, so muß man für den schönen Schein doch auch etwas thun, besonders wenn man es kann“, was der alte Herr bei jeder Gelegenheit hinzufügte, weil er stolz auf sein selbst erworbenes Vermögen war. Joachim sollte nun in nächster Zeit selbst nach Selldorf gehen, um einige bauliche Umänderungen mit einem Ingenieur zu besprechen.

„Was thut eigentlich Joachim?“ fragte Asta.

„Er ist augenblicklich am auswärtigen Amt beschäftigt, denkt aber sehr bald irgend einer Gesandtschaft attachirt zu

werden. Der alte Dinkel Vormann will später herziehen, und ich habe versprochen, noch ein Jahr hier die Wirthschaft zu verwalten."

"Anna wird froh sein, wenn die Kaufbedingungen günstig sind," sagte Asta schüchtern.

"Sie sind sehr günstig."

"Und was wird aus uns?"

"Ich hoffe, das kleine Marzow zu bekommen. Hecht will es schon lange los werden; da habe ich nicht so viel Plage und kann mich an meinem Eigenen freuen. Es liegt auch näher an der Bahn, und den Winter könnten wir immer, wenn Alles gut geht, in der Stadt zubringen."

Asta schwieg. Solch eine Fülle neuer Pläne erschreckte sie. Als sie durch den Garten ging, schaute sie Alles wehmüthig an, und ein Gefühl der Feindschaft gegen den künftigen Besitzer überkam sie. "Ein ganz Fremder wäre mir lieber gewesen." Doch sie hatte nicht viel Zeit, Gedanken und Gefühlen nachzuhängen; sie mußte Vorbereitungen zu der längeren Abwesenheit ihres Mannes treffen, sie mußte sich in allerlei Rechnungswesen einweihen lassen, da sie einen Theil der Außenwirthschaft mit übernehmen sollte.

"Ich denke, Joachim wird noch vor meiner Abreise kommen; denn obgleich er nichts von Landwirthschaft versteht, ist er doch ein Mann und mehr auf ihn zu rechnen, als auf eine Frau."

"Wird Joachim lange hier bleiben?" fragte Asta ganz erschreckt.

"Das hängt von seinem Urlaub ab. Der Dinkel hoffte, daß er schon im Sommer in's Ausland geschickt würde, und der Alte scheint mir viele Beziehungen zu haben."

Asta wollte sagen: „Aber wenn Du fort bist, ist es doch nicht recht passend, daß Joachim hier wohnt,“ aber sie dachte, daß ihr Mann wieder meinen würde, sie könne nichts harmlos nehmen, und so schwieg sie.

Acht Tage vor Werner's Abreise traf Joachim ein. Asta war lange davor gewesen, aber mit einer natürlichen Einfachheit wußte er ihr jedes unangenehme Gefühl zu benehmen. Er war nie zu sehen, außer zu den Mahlzeiten, und als Werner abreiste, sagte er in seiner leichten Art zu der jungen Frau:

„Wenn Sie erlauben, komme ich auch fernerhin zu den Mahlzeiten zu Ihnen; wenn Sie aber lieber allein speisen so sagen Sie es mir?“

Asta antwortete unbeholfen, daß sie sich freuen würde, und er kam in den folgenden Tagen, wie der Inspector und der junge Baumeister, ausschließlich zu den Mahlzeiten auf ihre Seite des Hauses; den übrigen Theil des Tages sah sie ihn nicht.

Hatte er gedacht, wenn er reservirt sei, würde sie ihm einen Schritt entgegen kommen? Vielleicht; jedenfalls aber sah er, daß er sich geirrt, daß sie immer Alles annahm, was man ihr vorschlug. Darum begann er von Neuem und bat um Erlaubniß, die schönen Frühlingsnachmittage und Abende auf ihrer Terrasse zubringen zu dürfen. Sie erröthete und sagte wiederum, daß sie sich freuen würde.

Da saßen sie dann Beide auf der Veranda, sie mit einer ihrer groben Handarbeiten im Schooß, in dem dunkelblauen Kleide, dessen ungeschickter Schnitt ihre schlanke Kinderfigur doch nicht entstellen konnte, oft regungslos in's Grüne starrend mit den großen, weit geöffneten Augen, den Kopf ein wenig

vorgebogen und geneigt; er in nachlässiger Eleganz auf einem Schaukelstuhl, ein Buch in der Hand, auf dessen weißen Rändern er schon mehrere Male ihre Contouren gezeichnet hatte, sie waren von so künstlerischer Weichheit, daß sie sehr dazu einluden, — und Keiner von Beiden bemerkte die Lächerlichkeit ihres langen, schweigsamen Beisammenseins. —

„Im nächsten Monat kommt meine Schwester Anna mit den Kindern,“ sagte Asta einmal plötzlich. „Ich freue mich sehr darauf.“

Da er schwieg, fuhr sie fort:

„Kennen Sie Anna?“

„Nein, ich habe nur Bilder von ihr gesehen, sie muß recht hübsch sein?“

„O ja, sie sieht recht gut aus,“ entgegnete Asta.

„Sieht sie Ihnen ähnlich?“

„Nein, gar nicht!“ und sie lachte hell auf, wie ein Kind, bei dem Gedanken, daß Anna, diese vollendete Welt-dame, eine Aehnlichkeit mit ihr haben sollte, und die entzückenden Grübchen blieben noch auf beiden Wangen, auch als sie nun schwieg.

„Sie werden sie ja kennen lernen!“ sagte sie dann.

„Ich glaube nicht; bis dahin werde ich wohl einer Gesandtschaft attachirt sein, ich warte schon lange auf eine mir in Aussicht stehende Stelle.“

Asta erschrak und schaute ihn ernst an. Sie hatte sich so an ihn gewöhnt, es überkam sie stets ein Wohlbehagen, wenn er in ihrer Nähe war; das bemerkte sie jetzt, wo sie an seine Abreise erinnert wurde.

Joachim merkte den Vortheil seiner augenblicklichen Lage und sagte:

„Frau Afta, wollen Sie mir nicht einmal aus ihren Arbeiten vorlesen?“

Sie erröthete nur, und da setzte er hinzu: „Ich gestehe Ihnen dann auch meine literarischen Sünden!“

Afta stand auf. „Es ist wirklich nichts werth,“ sagte sie, „aber wenn Sie zuhören wollen“ . . .

Und sie las ihm aus ihren Heften vor.

„Frau Afta,“ sagte er, „Sie sind wirklich eine merkwürdige Frau! Sie haben viel Talent, aber Sie sind zu phantastisch. Das ist Alles nicht schön, was Sie sich ausgedacht, das ist abstrus, das ist gesucht und unwahr!“

„Aber für mich ist es wahr!“

„Ich glaube, Sie irren sich, — und solch wilde Phantasie hätte ich Ihnen nie zugetraut,“ und er sah sie prüfend an.

„Ich bin das Eine und meine Gedanken sind das Andere,“ entgegnete sie, „das habe ich Ihnen schon einmal gesagt. Ich fühle die Brücke nicht, die von meiner Person zu meinem Phantasie-Leben führt, vielleicht, weil ich nie einen Gedanken laut geäußert, weil ich ihn eigentlich für falsch, für Unrecht halte, wenn er mich von meiner Pflicht abzieht.“

„Solch ein gescheuter Kopf und so viel Unverstandenes darin“ Doch er schwieg, sie würde ihn ja doch nicht verstehen, wenn er ihr mehr sagte, — jetzt noch nicht; aber ihm schlug das Herz höher, wie ihre Augen so kindlich aufmerksam und doch mit dem Argwohn und dem Eigensinn ihres ganzen vereinsamten Lebens an ihm hingen.

Und unvermerkt wurde es ihr eine Gewohnheit, mit ihm zu sprechen, und wenn sie ihn auch nicht anschaute, sondern immer weit hinaus, und wenn sie auch noch sprach mit der

harten Stimme, so war es ihm doch ein Glück, zuzuhören oder sie zu widerlegen.

War es die Stille des Frühlings, der wonnige Einfluß des lautlosen Blühens und Keimens: Joachim erklärte es sich nicht, wie ihm so wohl war in dem ruhigen Leben. Er hatte seine Arbeit auf dem Gute längst beendigt, der Ingenieur war mit seinen Plänen nach Hause geschickt, er aber blieb und blieb. Asta fragte nicht mehr wie lange, sie fragte nichts, weil sie nichts dachte, und er lachte nicht über sich selbst, weil er sich selbst vergessen hatte in ihr. Und dabei nahm er nie ihre Hand, sagte ihr nie ein liebes Wort, lautlos und geheiligt, wie die Kerze in einer Kirche brennt, verzehrte ihn die Liebe. Nicht einmal das Bewußtsein eines Glückes hatten sie Beide; es wäre zu irdisch gewesen für ihr wesenloses Leben. Der Garten grünte, und die Laubgänge waren buschig geworden und die Nachtigallen sangen, Alles war wie im Traum und ging bewußtlos an ihrer Seele vorüber. —

Da kam die einst erhoffte Nachricht, Joachim war als Sekretair an eine überseeische Gesandtschaft ernannt. Er sagte ihr kein Wort, sondern schloß sich nach Empfang des Briefes in sein Zimmer ein. Er konnte nicht fort ohne sie, — sie mußte mit! Und warum nicht? Was hielt sie? Ein äußerliches Band, dem stets die innere Weihe gefehlt! „Sie ist mein, ich habe ihre Seele gefunden, und sie kann meine Frau vor Gott und Menschen werden. Es giebt ja eine Scheidung, und es wäre nicht der erste Fall, in dem sie segensreich gewirkt!“

Joachim sah nicht mehr wie einst, wie wenig sie im Stande war, die Pflichten einer Welt dame zu erfüllen, er

sah nichts mehr, als ihre einzigen Augen und die Grübchen in den Wangen, wenn sie ihn anlächelte: „Sie ist willenlos in meiner Hand. Bin ich nicht ein Mann, und liebt sie mich nicht? Ich muß handeln!“

Er ging auf und ab; es war 2 Uhr; das Mittagessen war vorüber; bis zum Abend suchte Niemand die Hausfrau, „und dann, bis sich Jemand entschließt und an Werner depeeschirt, sind wir in England. Wir reisen die Nacht durch bis Hamburg, dann Rotterdam, es muß ja Anschluß sein. Ich werde den Wagen für 3 Uhr bestellen, damit man denkt zum Berliner Zuge. Eine Stunde bleibt mir, um sie zu bestimmen. Den Kutscher entlassen wir in der Stadt, mit der Weisung, die Frau morgen vom Hotel abzuholen, und gehen zu Fuß zur Bahn. Es ist Alles sicher, auch ohnedem; aber ich muß ihr durch genaue Vorherbestimmung der Kleinigkeiten das Gefühl der Sicherheit geben.“

Er ging hinab und bestellte den Wagen und zwar ließ er augenblicklich anspannen; dann, mit hastigen Schritten, trat er in den Garten. Wo war sie? Ihm brannte der Boden unter den Füßen. Da, in einer Gaisblattlaube!

Als er eintrat, sagte sie:

„Ich weiß es, ich habe den großen Brief gesehen, Sie reisen fort, Sie sind ernannt!“

Sie sagte es kalt und hart, so daß er nicht schnell Worte fand; ihn überkam eine plötzliche Scheu vor ihr.

„Asta,“ sagte er dann, „ich liebe Sie!“

Sie erzitterte ein wenig, dann legte sie den Kopf an seine Schulter, und so saßen Beide eine Weile regungslos.

„Ich liebe Sie auch,“ sagte sie dann leise und schaute in seine Augen, und er sah sie klar und leuchtend, zum ersten

Mal im Leben in voller menschlicher Liebe. Er sog den süßen Blick ein, und trunken flüsterte er:

„Und da wir uns lieben, werden wir uns nie mehr trennen, gehören wir einander für immer!“

„Ja, Achim,“ sagte sie, mit dem Namen, den die Schwester ihm immer gab, „ja, Achim, weil wir uns lieben, gehören wir einander für immer, weit über Welten und Meere folgt Dir mein ganzes Herz, und weil wir uns lieben, sind wir für dieses Leben unwiderruflich getrennt. Deine Liebe aber ist doch der Inbegriff, das ganze Glück meines Lebens. Ich bin froh, gelebt zu haben, da ich Dich gekannt.“

Sie schwieg. Er schaute sie lange an, er sah den ruhigen Glanz in ihrem Auge und fiel wortlos, mit einem leisen Schluchzen vor ihr auf die Kniee. Sie beugte sich herab und küßte ihn, er umschlang sie leidenschaftlich mit seinen Armen; als aber der Glanz in ihrem Auge sich zu verdüstern begann, und in dem seinen eine unheimliche Gluth zu leuchten anfang, da löste sie sich bestimmt, wenn auch sanft, aus seinen Armen, und langsam ging sie durch den Garten, bog in die Felder ein und wandte sich zu den Gräbern ihrer Eltern.

Er lag dort in der Laube eine Weile wie bewußtlos, dann raffte er sich auf. Der Wagen stand vor der Thür. Er ging in Afta's Zimmer, nahm alle ihre beschriebenen Hefte, dann warf er sich in den Wagen und fuhr davon.

Als Afta in der Dämmerstunde heimkehrte, trat sie in ihr Zimmer. Sie sah ihren geöffneten Schreibtisch und lächelte lieblich: „Das war Alles unwahr, weil ich Dich nicht kannte; jetzt weiß ich, was die Liebe ist!“ Und muthig blickte sie vorwärts in das sonnenlose Leben. —

Ein Lebensbild.

Ich habe nie auf mich gehalten, mich hat mein eigenes Schicksal nie interessirt. Ebenso wenig wie mir daran lag, wenn mir mein Halstuch schief saß, ebenso wenig wunderte ich mich, wenn mir das Herz weh that; ich hatte nicht darauf geachtet, wie das Leid leise kam, ich achtete nicht einmal darauf, wie es wuchs und mich beherrschte. Plötzlich war ich beherrscht, aber wie gesagt, es interessirte mich nicht.

Ich hätte nie gedacht, daß ich zu schriftlichen Aufzeichnungen kommen würde, aber das Alter bringt viele Schwächen. Als ich vorgestern an der Kunsthandlung vorbeiging, stand dort ein Bild, das mir wie bekannt vorkam, aber ich wußte nicht, wo ich es gesehen, und heute fand ich es unter meinen Kopieen. Das hat mir zu denken gegeben; ich vergesse vielleicht Alles, und mir scheint, der Tag naht schon, wo ich mich erinnern möchte. Darum will ich versuchen, mich einmal mit mir selbst zu beschäftigen. Es ist keine Rechtfertigung, ich halte auf nichts, ich habe immer Alles geschehen lassen, wie es über mich hereinbrach. Mein Gott, weiß ich denn nicht, wie die Welt urtheilt! Wer es einmal gesehen, kann nie weder auf sein eigenes noch auf fremdes Urtheil

Werth legen. Wir sind ja die willenlos hin und her getriebenen Blätter eines verdorrenden Baumes, der uns keine Kraft giebt, weil er selbst keine mehr hat. Ich habe den menschlichen Hochmuth nie begriffen, der von Selbstbestimmung spricht; wer sich selbst bestimmt, dem ist es eben bestimmt, sich selbst zu bestimmen. Mir war es nie gegeben. Vielleicht sollte ich ursprünglich ein Reh werden; aber der Zufall fügte mich zum Menschen, denn er gab mir den Drang zur Musik. War die Mutter daran schuld, mit ihrer weichen Stimme? Sie, die arme Frau, wußte nicht und wollte mir nicht glauben, daß Keiner an Etwas schuld ist, und es war ihr ein Schmerz, daß die Kunst mich zum Menschen, aber auch wieder zum unmenschlichen Menschen gemacht. War es die Kunst? die Kunst ist ja etwas Hohes, sie war es wohl nicht, sondern ich hatte sie eben nicht vollkommen genug in mir, darum blieb ich unvollkommen und wurde es immer mehr. Aber, wie gesagt, es war mir so bestimmt. Nur wenn ich dem hergebrachten Raisonement einmal folge, muß ich sagen, daß ich wohl Vieles hätte ändern können, hätte ich ernstlich gewollt. Ich konnte aber nie etwas wollen.

Einsamkeit ist der Inbegriff meiner Lebensgeschichte. Wunderkinder sind immer einsam. Ich schien so viel zu versprechen mit 10 Jahren; sie sagten immer, eine versteckte Welt läge in meinen Augen. Als ich 20 Jahre alt war, war sie noch versteckt, auch mit 30; sie ist eben nie zum Vorschein gekommen, weil sie nie war, und als ich 40 Jahre alt war, sagte es Keiner mehr. So zog die Mutter in die fremde Stadt, der Lehrer wegen. „Was wird Paris auf ihn wirken!“ hatten sie in der Heimath Alle gesagt, und die Mutter glaubte es; das bange Gefühl, das sie stets um mich

gehabt, ich sei anderer Art als andere Menschen (sie glaubte natürlich, höherer Art), begann damals schon; sie wollte mich einmal sehen, wie andere Kinder, deswegen versuchte sie so viel. Ich lernte gut, ich wurde producirt, ich ließ mich zeigen, ohne jede Scheu, ohne jede Freude, ja ohne jedes Interesse. „Was wird er sein, wenn seine Seele erwacht,“ hieß es da, und die Mutter lächelte trübe, und ich schaute die Menschen alle an, wie bunte Steine, nicht mit Achtung oder Verachtung, mit der großen matten Gleichgültigkeit, die Alle glauben machte, ich hätte unergründliche Tiefen der Seele. Dachte ich nach über meine Gefühle? Nein, nie und nimmer; ich träumte hin, ich streckte mich mit Wohlbehagen in das kühle Gras unter hohe Bäume, wenn ich Feiertags einmal die Stadt verließ, aber ohne Mißbehagen übte ich stunden- und tagelang auf meiner Geige.

So zogen wohl Jahre hin, denn aus dem Wunderkind war der Wunderknabe und schließlich der junge Mann geworden, der das „Wunder“ auf den Concertzetteln abgestreift hatte.

Wir lebten ruhig hin, wir hatten gerade genug zum Leben, ich übte von einer Stunde zur anderen, dachte von einem Tage zum anderen, las immer die halben Nächte durch, und nur wenn ich das Licht gelöscht und nun schlafen wollte, überkam mich das eine große Gefühl meines Seins, das Heimweh. „Ach, wäre ich nie ein Wunderkind gewesen, hätte ich nie etwas gelernt, hätte ich auf dem Gras der heimathlichen Erde in der heißen Sonne immer liegen können und glücklich weinen!“ so habe ich oft gedacht, aber da mein Wunsch mir keine Bedeutung hatte, bin ich ihm nie gefolgt. Es war kein Verdienst bei mir, daß ich mich den Anderen

fügte und es ist mir auch, was mich seitdem Wunder genommen, nie eines daraus gemacht worden.

„Kann man so ganz, so voll einer Sache leben und sie doch nicht zu seinem Leben machen?“ so sagte mein Lehrer und sah mich mit freundlicher Sorge an. Er hatte mich gern, ich machte ihm Ehre, und ihm zu Liebe mühte ich mich manchmal, zu wissen, was eigentlich mein Leben sei. Meine Mutter war es nicht, sie starb, und mir that das Herz weh, aber ich war und blieb derselbe. Sie schickten mich nach ihrem Tode nach Italien; anfangs lebte ich von dem Stipendium der Hochschule, dann, da ich nicht zurückkehren wollte, nicht nach der Heimath, nicht nach Paris, lebte ich so von der Hand in den Mund, durch das, was ich verdiente, und wenn mich auch immer noch Nachts das Bild der Heimath umschwebte, glaubte ich doch, in der Fremde sterben zu sollen. Wo ich war, war ich und glaubte ich, daß ich sein müßte. Es war durch einen Reisezufall Venedig gewesen, wohin ich zuerst gerieth, und da nahm ich mir ein Zimmer mit dem Blick auf das offene Meer und blieb drei Tage lang wie bewußtlos und starrete in die Tiefen. Ich starrete hinaus, dann ergriff ich meine Geige und spielte die ganze Nacht, und mir war es, als sei ich plötzlich aufgewacht, als habe mir Venedig den ersten freien Athemzug offenbart. Das war die Unendlichkeit, wie bei meiner Heimath ebene, aber die lebende, bewegbare Unendlichkeit. Ach, hätte ich Angesichts ihrer das Licht der Welt erblickt, dreimal so schnell, so fliegend wäre mein Herzschlag gewesen; das Meer barg das Lebens=element, das mir versagt, es einte die einförmige Ruhe mit der ewigen Regsamkeit.

Die ersten Tage also saß ich und schaute und Nachts

raсте ich auf meiner Geige, als wollte ich alle die funkelnden Sterne auf den Fluthen zum Stillstand bringen; ich aß nicht und schlief nicht, bis ich es nicht in Noten auf Papier gebracht hatte, dann aber sank ich zusammen und sehnte mich nicht mehr, anders gewesen zu sein. Dann war ich wieder nicht froh, nicht unfroh, ich studirte weiter, wie bisher in Paris, aus Gewohnheit, aus nichts anderem; denn die Selbstachtung, die so Viele zur Arbeit treibt, habe ich nie kennen gelernt.

Aber ich war noch jung, erst 25 Jahre alt. Sie hatten mir so oft davon gesprochen, die Mutter und ihre wenigen Freunde, was die Liebe aus mir machen würde, es war, als erwarteten sie den Umschwung, die Ermannung meines Geistes von der Frau. Ja, so oft hatten sie davon gesprochen, daß mir wohl manchmal die Neugier leise gekommen war. Aber sie war schnell vergangen; ich kannte ja die Frau, wie die Menschen, was sollte ich Neues noch kennen lernen? Liebe bringt Leid mit Freuden, mir war bange vor der Freude wie vor dem Leide, bange, obgleich ich Beides nicht kannte, oder vielleicht, würden die Lebenslustigen sagen, weil ich Beides nicht kannte. Aber doch nicht so bange, daß ich es vermieden haben würde; ich konnte nichts, absolut nichts, weder vermeiden noch thun.

Und so sah ich sie und gab mich ihrem Einfluß hin. Es war ein schwüler Gewittertag; ich war gegen Abend hinaus nach dem Lido gefahren. Mich hat oft gewundert, daß ich, bei meiner Art, mich überhaupt noch bewegte, es war rein mechanisch. Das Schiff war ziemlich leer, als ich zurückkehrte; mir war es zu windig oben auf dem Deck, denn das Gewitter wollte sich entladen; so ging ich hinunter in die Kajüte

Da saß ein alter, sehr krank aussehender Herr und neben ihm, mit ihrer Rechten seine Hand haltend, aber durch das Fenster hinaus schauend, auf die schweren Wolken, die bis an den Horizont reichten und sich wild jagten, stand eine große, schlanke Frau. Sie war ganz weiß gekleidet und stand so regungslos, daß sie mein Auge dadurch fesselte; denn ich habe Frauen immer nur in hastiger Beweglichkeit gesehen. Der blaue Vorhang des Fensters umflatterte ihr Haupt, so daß ich nur lange, blonde Locken, die bis auf die Schulter fielen, erblickte. Wie kam es, daß ich sie so von Anfang an beobachten mußte, wie kam es, daß ihre weiße, schlanke Gestalt mich vom ersten Augenblicke an fesselte, als sei sie eine übernatürliche Erscheinung? Ich achtete doch sonst auf nichts! Es war das Schicksal, das sich zum ersten Mal thätig in mein Leben mischte.

Sie schaute sich plötzlich um, und große dunkelblaue Augen, wie nur England sie seinen Frauen giebt, richteten sich auf mich. Ihr Gesicht schien ganz Auge, so fein und blaß und unbeweglich waren ihre Züge, die Sterne aber funkelten und bligten. Ich sah sie starr an, dann aber wandte ich mich um. Mein Gott! was war es? Eine mir neue Form desselben Inhalts; alle Formen, alle Erscheinungsphasen hatte ich ja auch nicht vorgegeben, zu kennen; aber was sie bargen, was sie alle bergen mußten, wußte ich genugsam. Sie war graziös, die junge Frau; ich hatte kürzlich zu zeichnen angefangen und verfolgte seitdem immer unwillkürlich die Linien. So zog ich, mit halb geschlossenen Augen, nach fünf Minuten doch wieder in Gedanken ihren Umriß auf Papier. Jetzt beugte sie sich über ihren Gatten, dann streckte sie die Hand in die Höhe, um den blauen Vor-

hang zurückzuschieben; es waren alles wohlgefällige Bewegungen, und ich vergaß darüber die Hitze und das drohende Gewitter.

Gerade als wir landeten, brach der Sturm aus. Sie war schon auf dem Deck und sah sich hilflos um, als der Wind so sie packte, daß der Arm, den sie dem Gatten gereicht, ihn nicht stützen konnte. Ich stand in der Nähe, trat heran und bot ihm meinen Arm mit einigen Worten der Entschuldigung. Sie konnte nicht antworten, sondern eilte voran, auf das große, dem Landungsplatz gegenüber gelegene Hotel zu.

„Ich sehe schlecht,“ äußerte der Herr, den ich etwas langsamer führte, und ich merkte seinen Bewegungen an, daß er blind war. Mich traf diese Beobachtung wie ein Blitzschlag: wie hatte ich seine Frau so anstarren können, da er sie nicht vor Blicken schützen konnte! Ich kam mir wie ein Verbrecher vor. In dem Augenblicke kehrte sie mit einem Diener zurück, der, da ich meinen Platz nicht verließ, seines Herren anderen Arm stützte, und so traten wir in das Hotel und gingen die Treppe hinauf. Ein großes, dunkelmeublirtes Zimmer wurde geöffnet; mich bedrückten die schwarzen Marmorlaminae, die dunkel-grünen Sammetvorhänge, mir wurde wie schwindelig in dem kühlen, unheimlichen Raum.

„Ich danke Ihnen,“ sagte der Herr mit einer Verbeugung und trat in ein Nebengemach, augenscheinlich um seine Kleider zu wechseln. Sie stand mitten im Zimmer und schwieg; ich wußte, daß ich ihr meinen Namen hätte nennen sollen, aber wie? ich war des Verkehrs mit Frauen ungewohnt; so verbeugte ich mich nur und trat auf die Thür zu, als sie sich mir schnell näherte und sagte: „Ich kenne Sie, ich habe Sie in

Paris gesehen, auch hier schon sehr oft, und ich kann auch von Ihnen etwas auswendig," damit ging sie auf das Clavier zu und spielte mir die ersten Tacte einer Fantasie, die ich vor Jahren geschrieben.

„Das ist schlechtes Nachwerk“, sagte ich.

„Vielleicht weil ich es spiele?“ entgegnete sie lächelnd, als sich die Thür öffnete und ihr Mann „Edith“ rief.

„Nicht wahr, auf Wiedersehen!“ sagte sie, gab mir im Vorübergehen die Hand und verschwand im Nebenzimmer.

Ich ging die Treppe hinunter und trotz Gewitterregen bis nach meinem Haus, das nicht fern lag. „Wie kann ein ruhig aussehender Mensch so lebhaft sein; es ist ja aber eine Frau und kein Mensch!“ dachte ich, kleidete mich um, denn ich war sehr naß geworden, dann streckte ich mich auf ein Sopha, nahm ein Buch in die Hand, ließ mir Eis bringen und dachte an Alles Andere, nur nicht an Edith. Auch den Tag darauf nicht mehr, ich lag am offenen Fenster, las, schrieb, spielte; so vergingen einige Tage. Einmal Abends bekam ich Lust zur Militair-Musik auf den Markusplatz zu gehen. Ich träumte so hin, auf und ab gehend, als ich plötzlich von einem der Tische, die ich schon öfters gestreift hatte, meinen Namen rufen hörte, ich blickte hin und erkannte die Engländer.

„Ist das wohl freundlich, daß Sie sich gar nicht nach unserem Befinden erkundigen?“ redete mich die junge Frau an, „mein Clavierspiel muß Sie so erschreckt haben, daß Sie darum nicht wiedergekommen sind. Gestehen Sie, daß ich Ihre Auffassung beleidigt habe?“

„Um wahr zu sein, ich habe wirklich nicht genug aufgemerkt, um überhaupt urtheilen zu können,“ erwiderte ich,

obgleich ich das Gefühl hatte, daß man Damen nie die Wahrheit sagen darf.

Sie lachte, und ihr Mann auch, dann wandte sie sich zu einer neben ihr sitzenden Frau, und nachdem sie ihr englisch, was ich jedoch verstand: „ist das nicht ein reizender Bär,“ zugeflüstert, stellte sie mich derselben und einem Herren vor. Es waren ihre Geschwister.

„Machen Sie uns doch die Freude, morgen mit uns zu essen,“ sagte nun der Blinde, und ich, um davon zu kommen, sagte „Ja“, machte eine Verbeugung und ging.

Mir war verstimmt zu Muth, mir war Venedig wie verleidet; jetzt konnte ich nirgends mehr hingehen, ohne Furcht diese Bekannten zu treffen. Ich ruderte weit hinaus in's Meer und da draußen vergaß ich dann Alles.

Aber am nächsten Morgen wachte ich wieder mit dem Drucke auf, daß ich eine Last vor mir hatte; dazu das Unbehagen, daß ich nicht wußte, in welcher Art Anzug man mich erwartete. Frauen sind so kleinlich: bin ich zu der Gelegenheit unpassend gekleidet, erscheine ich ihr gleich lächerlich. Um fünf Uhr klopfte ich jedoch an das ungemüthliche Zimmer, der Diener öffnete und benachrichtigte seine Herrin. Sie kam fast angesprungen. War das dieselbe Frau, deren Ruhe ich bewundert?

„Wie schön, daß Sie so früh kommen, da kann ich mit Ihnen plaudern!“

Ich schwieg und verbeugte mich nur. Dann setzten wir uns, und sie fuhr unbeirrt fort, mich mit den blauen, glänzenden Augen immer fragend fixirend: „Neulich auf dem Schiffe, sahen Sie so schrecklich unglücklich aus, daß mir das Herz ganz weh um Sie that, denn ich kenne Ihre traurige

Geschichte; Sie müssen so viel gelitten haben, und wer selbst das Leiden kennt, kann fremden Schmerz so ganz nachfühlen.“ Dabei kamen ihr die Thränen in die Augen. Ich dachte an ihren blinden Mann und sagte: „Ja, Sie müssen allerdings viel Leid kennen!“

„Aber auch so viel Glück! Ich bin ja eigentlich doppelt glücklich seit meines Mannes Krankheit; denn nun weiß ich es ja und fühle es täglich, daß er mich braucht, daß ich ihm etwas bin. Früher war mir immer bange, ob es ihm nicht leid werden würde, eine so unwissende, so ganz seiner unwürdige Frau zu haben. Ihn aber leiden sehen, solchen Mann, das ist allerdings schwer! Sehen Sie,“ fuhr sie lächelnd und erröthend fort, „ich habe solches Zutrauen zu Ihnen, daß Sie sich über mich wundern müssen, aber mir ist es, als kennte ich Sie längst, weil wir in Paris täglich von Ihnen reden hörten, im Hause Ihres Lehrers. Ihre Mutter habe ich da auch kennen gelernt,“ fügte sie leiser hinzu.

Die ewige Fabel von meinem Unglück, die ewige Fabel von meinen unergründlichen Tiefen, die mich anwiderte, das leidige Interesse, das die Menschen glaubten an mir nehmen zu müssen, weil ich ein paar Rhapsodien geschrieben, und weil sie mich langweilten! Ich hätte es ihr gesagt, wie unangenehm mir das alles sei, aber die blonden Locken fielen so lang und voll auf die Schultern, daß meine Augen sich daran weideten, die feine Hand spielte so niedlich und verlegen mit der Buschel des Lehnstuhls, und die Stimme war so weich und wahr. So antwortete ich nur:

„Sie würden sehr enttäuscht sein, wenn Sie mich näher kennen lernten, was der Himmel darum verhüten möge.“

„Ich hoffe, daß ich Sie besser kennen lerne, daß Sie mir gestatten, in eine Künstlerwerkstatt zu schauen; Sie halten mich dessen wahrscheinlich für sehr unwürdig, ich möchte es aber gar zu gern.“

Und so sprachen wir weiter, wir, d. h. sie. Sie sprach in mich hinein, und ich folgte ihr, oft aber schaute ich sie auch nur an, weil sie hübsch anzuschauen war. Je schweigsamer ich war, je mehr Gedanken legte sie mir unter. Es sind wohl nur Frauen, und nicht die schlechtesten unter ihnen, die so unendlich viel in dunkeläugige, verschlossene Männer hinein legen.

Als wir zu sprechen anfangen, hatte sie mich nur für einen begabten und scheuen jungen Künstler gehalten; als ihre Familie von der Bootfahrt zurückkehrte und sie mir den Arm, um sie zur Tafel zu führen, reichte, glaubte sie, ich sei das größte lebende Genie. Mir war und blieb unbehaglich.

Bei Tisch widmete sie sich fast ausschließlich ihrem Gatten, und wenn sie mit ihm sprach und ihn anschaute, nahmen ihre Züge wieder diese rührende Unbeweglichkeit an; sie wußte, daß er sie nicht sehen konnte, das hatte ihr die Ruhe gegeben, die mir so wohl gefiel. Mir kam Alles in den Sinn, was ich über Frauen gelesen, und Alles schien gerade wie von ihr gesagt. Hätte sie mich nur in Ruhe gelassen, hätte sie nicht versucht, mich in das Gespräch zu ziehen, wäre ich ganz zufrieden gewesen. Sie aber glaubte, ich müsse mich fremd unter ihnen fühlen, ja sie wurde roth, als ich eine Ungeschicklichkeit beging, und wollte mir ein wohligeres Gefühl geben. Ich hatte zu wenig Eigenliebe und auch wieder zu viel, um ihr dankbar dafür zu sein. Was ging es mich an,

was der junge Laffe, ihr Bruder, von mir dachte! Was lag mir daran, was die etwas hochmüthige, ältere Schwester morgen ihrer Kammerzofe über den ungeschickten Ausländer sagen würde! Ihr blinder Mann hoffte, daß ich ihm nach Tisch etwas vormusiciren würde, er sprach freundlich, aber ohne jedes Interesse mit mir, — und so verging das Mittagessen. „Warum ist nicht ein Anderer an meiner Stelle hier, wie würde er sich an den sonnigen Augen der jungen Frauen freuen,“ das dachte ich, als sie mich freundlich lächelnd zum Clavier führte. „Daß Einem doch immer zu Theil wird, was man nicht wünscht!“

„Ich spiele wenig Clavier; wenn Sie Musik lieben, werde ich Ihnen einmal auf der Geige vorspielen,“ wandte ich mich an den blinden Herrn; dann spielte ich, wohl eine lange Weile, denn mir schwand die Erinnerung. Als ich aufhörte war es fast dunkel; mir gegenüber, an eine Thür gelehnt, stand Edith, und ich war erschrocken, als ich die athemlose Spannung sah, mit der ihr Auge an mir hing; ihre Lippen waren fest geschlossen, aber ihre weit geöffneten Augen starrten mich an, als wollten sie mich durchdringen. Dann zuckte sie leise zusammen und lächelte, als sie meinem Blick begegnete. Mir wurde immer unbehaglicher, ich ging bald fort, aber diese weltvergessenden Augen folgten mir.

„Das fehlte mir, daß ich mich mit Frauenblicken beschäftigen müßte,“ damit streckte ich mich bei mir aus und faßte den Entschluß, lieber ungezogen zu erscheinen, als den Einladungen der Fremden wieder zu folgen.

Am nächsten Morgen aber erschien der betrefte Diener mit einem zierlichen Briefe, der die Bitte enthielt, der gnädigen Frau während der Zeit ihres Aufenthalts in Venedig

Musikunterricht zu ertheilen. Ich war in reiner Verzweiflung, da der Diener gleich auf Antwort warten sollte, und um Zeit zu gewinnen für eine Entschuldigung, sagte ich ihm, ich würde im Laufe des Tages persönlich Bescheid bringen. Mir war selten so verstimmt zu Muth gewesen, umsonst stellte ich mir vor, daß solche Kleinigkeit so viel Aerger nicht werth sei, ich konnte meinen Unmuth nicht bezwingen, auch noch nicht, als ich wieder an ihre Thür pochte. Sie saß am Fenster und war allein, als ich eintrat:

„Ach, Sie kommen, um mir zu sagen, daß Ihre Zeit zu kostspielig für eine solche Stümperin ist,“ sagte sie, nachdem sie mich einen Augenblick angeschaut.

„Ich weiß ja gar nicht, wie Sie spielen,“ entgegnete ich, um etwas zu sagen. „Spielen Sie mir etwas vor.“

„Darf es von Ihnen sein?“

„Nein, ich kann mich selbst nicht hören, dazu habe ich zu guten Geschmack.“

Sie schüttelte lachend den Kopf. Dann spielte sie, brach aber plötzlich ab und sagte:

„Sehen Sie, ich weiß, daß ich keine große Begabung habe; wir Engländer sind darin von der Natur vernachlässigt. Glauben Sie nicht, daß ich mich über meine Fähigkeit täusche; nur liebt mein Mann Musik derart, daß ich ihm oft Stunden lang vorspiele und seinetwegen benutze ich jede Gelegenheit, mich zu vervollkommenen. Seien Sie gütig und spielen Sie manchmal mit mir, Ihnen kostet es ja verhältnißmäßig wenig Mühe und mir ist es eine so große Freude.“

So sagte ich Ja und kam von da an täglich in das düstere Zimmer. Manchmal musicirten wir drei Stunden hinter einander, während ihr Mann am Fenster saß und zu-

hörte. Manchmal waren wir auch allein; dann sprachen wir, sie aber immer mehr als ich. Sie hatte das große weibliche Mitgefühl in ihrer Seele, und es war die Gleichmäßigkeit, das glückliche Ebenmaaß ihrer ganzen inneren Entwicklung, das sie so anziehend machte und aus dem ihre Weichheit zu mir, dem schroffen, einseitig Gebildeten entsprang. Sie dachte unwillkürlich, wie weh ich mich an meinen eigenen Ranten rizen müsse, und sie wollte mir helfen, sie abzuschleifen. Mein Gott! wie ganz gab sie sich mir hin, nur damit ich nicht denken sollte, sie halte sich für über mir stehend; ich merkte es, ich merkte ja die traurige Blindheit, die sie in Bezug auf mich hatte; aber je mehr ich versuchte, ihr meine Unwürdigkeit zu zeigen, je gütiger wurde sie, weil sie glaubte, je mehr hätte ich ihre weiche Hand von Nöthen.

„Ich werde Sie, Ihnen selbst zum Troß mit dem Leben ausföhnen“, pflegte sie oft lachend zu sagen, und ich schaute sie dann dankbar an, nicht ihrer Worte wegen, sondern weil ihr das Lachen gut stand.

Was brauchte ich eine Ausföhnung mit dem Leben, mir war es ja wohl; mein Zimmer am offenen Meer war kühl und bequem, zu den Engländern konnte ich gehen oder nicht gehen, wie es mir paßte, sie empfing mich immer mit gleicher Freude. Der Blinde hatte sich so an mich gewöhnt, daß er mich auch manchmal bat, ihm vorzulesen. Dann saß Edith neben ihm, seine Hand haltend und sie leise streichelnd, auch meine Hand hatte sie schon einmal ^{gestreift} als ich mich geschnitten hatte, und seitdem schaute ich oft über das Buch hinweg mit großem Neid auf ihre Hände, mit unzähligen Augen gekrümmten Fingern. Ich suchte dann einen



Blick von ihr zu erhaschen, aber vergebens, alle ihre Strahlen waren nach innen gekehrt, wenn sie sich mit ihrem Gatten beschäftigte, und das war es, was mich verlor.

Seitdem diese Besuche eingeführt und seitdem ich sie einmal, als ich zu ungewohnter Stunde eintrat, auf einem Schemelchen zu den Füßen ihres Mannes sitzen sah und auf seinen Knien nach seinem Dictat schreiben, seitdem hatte ich etwas gegen sie auf dem Herzen, was mich nicht mehr verließ. Nachts wachte ich manchmal auf und sagte: „welche Frauenlaune ließ sie sich für mich interessiren, warum mußte sie sich in mein gleichmäßiges, farbloses Leben drängen, um mir eine Unruhe mit all ihrem weichen Reden und ihren schlangenartig geschmeidigen Bewegungen zu verleihen? Jetzt sehe ich sie überall, ich kann nicht einmal meine Geige anrühren, mir ist es, als töne nur ihre Stimme aus den Saiten entgegen.“

Sprach ich sie dann wieder allein, redete ich von meiner Unmöglichkeit, mich für irgend etwas zu interessiren, sagte mitten in einer tiefen Erörterung, die sie mir über Seelenprobleme machte, ich sei so müde und sehne mich nach Ruhe und nach Einsamkeit, wenn ich nur nie wieder eine Menschenstimme zu hören brauche, bis sie mir endlich einmal erwiderte: „Aber bin ich Ihnen denn nichts in Ihrem Leben? Ist Ihnen meines Mannes und mein warmes Interesse für Sie denn wirklich so ganz gleichgültig?“

„Sie müssen mich nicht Dinge fragen, auf die ich nicht antworten kann. Sie haben mich ja gelehrt, daß man nicht immer die Wahrheit laut sagen darf.“

Sie erröthete. War es vor Aerger? Glaubte sie, diese Wahrheit sei, daß sie mir gleichgültig, oder glaubte sie gar,

diese Wahrheit sei, daß mich eine Leidenschaft zu ihr erfaßt? Frauen glauben immer an ihre Alles besiegende Kraft. Ich hatte eine Art Haß auf sie den Tag, als sie das Gespräch abbrach und mich hat, ein anderes Mal wiederzukommen, sie sei beschäftigt. Sie gab mir diesmal nicht die Hand zum Abschied, sondern mir schien es, als richte sie sich etwas straffer auf und wandte sich mit dem Bewußtsein, daß ihre Sammeteschleppe schön fiel, der Thüre zu.

Am Abend sah ich sie in glänzender Toilette zu dem französischen Consul, der eine Soiree gab, fahren. Haben meine frühen Concerterfahrungen, meine ganze Wunderkindlaufbahn mir nur den Geschmack gegeben, oder ist er eingeboren: ich sehne mich nach Luxus, und als ich Edith so in einem Gewoge rosafarbenen Stoffes, mit Rosen und einem Gefunkel von Diamanten in dem hochaufgebauhten Haare, an mir vorübergleiten sah, erschien sie mir so begehrenswerth, wie noch nie.

Am nächsten Tage ging ich ziemlich früh zur verabredeten Stunde. Ich hatte die Eindrücke des vergangenen Abends fast ganz verschlafen, mir war grau zu Muth, wie Jedem in Venedig an einem solchen Regentage, keine Stadt ist so ganz grau und unheimlich ohne Sonne. Trotz der frühen Stunde war ich schon erwartet; Edith kam mir entgegen, reichte mir beide Hände und sagte: „Ach, was war ich gestern kleinlich! Aber ich habe es auch gebüßt. Wie kann ich denn meinen Künstler so voll fader Liebenswürdigkeit haben wollen, wie andere Menschen sind. Ich könnte Sie ja gar nicht so lieb haben, wären Sie nicht solch ein Sonderling; ich muß Ihnen noch lange zeigen, wie warm ich mich für Sie interessire, damit Sie mir es dann auch ein wenig erwidern!“ Und sie

hielt noch immer meine beiden Hände, da küßte ich sie alle Beide und schaute ihr beschämt in die Augen. Sie lächelte glücklich und sagte: „Ein Handkuß von Ihnen ist etwas ganz Besonderes, darauf bin ich stolz!“ Dann setzten wir uns, ich schwieg und sie fuhr fort:

„Meine Schwester sagt, wir sind gestern an Ihnen vorbeigekommen. Ich habe Sie nicht gesehen, aber es muß Ihnen wie absichtlich erschienen sein, und ich war in solchem lächerlichen Aufzug! Was Sie alles das verachten müssen und wie gering Sie gewiß von mir denken! Seitdem ich Sie kenne, möchte ich mich immer so recht einfach kleiden, damit Sie nicht denken, ich halte an dem, was mir der Zufall an Neußerlichkeiten gegeben und was Sie mit so viel Recht geringschätzen.“

Sie sah ein tiefe, seelische Absicht in Allem, auch in meiner Nachlässigkeit!

„Und gestern Abend“, begann sie von Neuem, hatte ich gehofft, Sie in der Gesellschaft zu treffen. Ich wußte, daß man Sie herzlich gebeten, zu kommen, und hatte den ganzen Abend einen Herzscherz, weil ich vielleicht die Ursache war, daß Sie nicht kamen.“

Sie schaute mich schelmisch von der Seite an. „War ich die Ursache?“

„Wer weiß, ich habe noch nicht darüber nachgedacht.“

„Sie bleiben doch ein kleiner Bär,“ sagte sie, herzlich lachend, „und Sie sind sehr gefährlich durch Ihre Sprödigkeit.“

Ich küßte ihr wiederum die Hand, und sie ließ es geschehen. Dann sagte ich, so halb wider Willen:

„Ich habe Sie aber zu lieb!“

„Das sollen Sie auch, darauf baue ich ja meinen Rettungs-

plan für Sie," sagte sie schnell, ging dann zum Clavier, und wir plauderten nicht mehr. Aber sie war heiter und freundlich den ganzen Vormittag.

Zwei Tage darauf erkrankte der Blinde und mußte auf Rath der Aerzte Venedig verlassen, wo die große Hitze bereits begonnen.

So schleunig wurde die Abreise betrieben, so furchtbar überraschend kam mir das alles, daß ich erst zum Bewußtsein erwachte, als ich sie vom Bahnhof abfahren sah. Edith war wie verschleiert, war es die Sorge um ihren Gatten allein? Ich hatte ihnen versprochen, sie binnen Kurzem in der Schweiz aufzusuchen; sie hatte scherzend gesagt, sie wären meine Vormünder geworden, ohne ihren Rath, ja ohne ihre Erlaubniß dürfe ich nichts mehr thun. Natürlich versprach ich Alles, ich wußte gar nicht, was ich that und suchte immer noch einen Blick, einen der Blicke, wie ich sie kennen gelernt, wenn ich ihr am Clavier vorphantasirte, oder die seltenen Male, wo ich ihr von meiner Heimath sprach; sie stieg schon ein, da wandte sie sich noch einmal um, ihre Lippen zitterten ein wenig, sie neigte sich, sah mir unendlich traurig in die Augen und sagte: „auf Wiedersehen!“

Dann fuhren Sie fort, und ich blieb wohl noch eine halbe Stunde auf dem Bahnhof und ging immerfort auf und ab. Ja, mir war weh und zerrissen zu Muth, zerrissen zum ersten Mal im Leben! Ich fuhr auf dem Boote zurück, auf dem sie hingefahren, und mir kamen die Thränen in die Augen; ich kam in mein Zimmer, ich durchsuchte es nach einer greifbaren Erinnerung an sie, ich sehnte mich nach einem Band, einem Buch, das ich packen könnte, um es zu küssen, um darauf zu weinen, — nichts, gar nichts hatte ich von

ihr, kein Bild, keinen Brief, keine Blume; ich hatte die Bedeutung, die es mir haben konnte, ja nie geahnt. Dann wollte ich wieder hinaus, aber der Gedanke, an dem Hause vorbei zu kommen, wo sie gewohnt, an dem Quai entlang zu gehen, auf den ich von ihren Fenstern geschaut, hielt mich zurück. Dann streckte ich mich aber ruhig aus. Es muß vorbeigehen! Es ist etwas so Neues, ich kann es ja nicht ertragen! Da sah ich die Geige. Wie widerwillig hatte ich ihr zuerst darauf vorgespielt! War es möglich, daß sie einmal mit mir in derselben Stadt weilte, und ich einen anderen Gedanken haben konnte, als den, ihr zu Liebe zu handeln? Ich hatte das Glück verrinnen lassen, nun war es für immer vorbei; die Zeit war entflohen, ich konnte sie nie mehr einholen. Ich schloß die Augen, nur um die Geige nicht zu sehen; ich hätte sie zerstückeln mögen, nur war mir, als könnte ich mich nicht rühren, als verlöre ich ihr Bild vor meinen geschlossenen Augen, wenn ich mich bewegte. So lag ich einen ganzen Tag und schaute nur ihre Traumgestalt an, die vor mir schwebte, und mir quollen leise und unaufhörlich die Thränen. Am Abend, als es ganz dunkel geworden, raffte ich mich auf; aber die erste Bewegung, die ich machte, vermehrte die Leidenschaft, ich rannte mit dem Kopf an die Wand, ich riß die Geige herunter, warf sie zur Erde, trat auf sie, dann nahm ich sie in die Hände, die sich blutig daran ritzten, zerbrach und zerstückelte sie und schleuderte sie aus dem Fenster.

„Ich wünschte, ich wäre wahnsinnig oder bewußtlos, damit mir das Herz nicht mehr weh thät!“ und wieder sank ich zusammen. „Mein Gott, was ist es! Es ist das Leid, das mich gepackt, es ist das, was alle Menschen tragen und

woraus sie so viel Wesens machen! Es ist meiner unwürdig, daß ich ihnen so gleich bin!“ Dann mußte ich über das „meiner unwürdig“ lachen; das war ein Stück ihres falschen Räsonnements, das ich mir angenommen. „Sie ist fort und ich wollte, sie wäre hier! Ist es möglich, daß ich etwas will? Ja, ich möchte sie hier haben, ich möchte ihre blonden Locken zerreißen, ich möchte, daß sie den leisen Klagelaut von sich gäbe, der aus meiner Geige ertönte, als ich sie zur Erde warf. All' die Modulationen ihrer Stimme sind mir im Ohr, ich kann keine Musik mehr hören und will auch keine mehr hören, nur ihre Stimme!“

Ich rastete Tage lang, dann hatte ich es in mich aufgenommen: ich war unglücklich, keinen Ton Musik konnte ich hören, ich nahm keine Feder in die Hand, ich ging nicht aus dem Hause, weil ich nicht am Quai entlang kommen wollte. Und endlich wurde mir wie wohl in meiner neuen Verfassung. Warum trieb ich eigentlich je Musik? Ich könnte mir mein Brod ja auch durch etwas anderes verdienen! Ich hatte so Vieles gelernt. So zeichnete ich, componirte mir Skizzen, da ich nicht genug Bilder zum Copiren im Hause hatte, immer meine blonde, schlanke Frau, bald als Heilige, bald als Königin oder Bettlerin, und wenn ich nöthig Geld brauchte, ließ ich die Zeichnungen verkaufen, vorher aber zerstörte ich jede Aehnlichkeit. So wie ich sie damals Abends in der Gondel gesehen, hatte ich sie für mich gemalt, und so hing sie meinem Bette gegenüber; seitdem brannte ich Nachts Licht, um sie, falls ich wach lag, immer gleich erblicken zu können.

Sechs Wochen waren wohl seit ihrer Abreise vergangen, ich hatte mich in mein regungsloses Leben eingewöhnt und

war wie gedankenlos, weil ich nur an Eines dachte, als mich ein Brief von Edith aufrüttelte. Mir war nie eingefallen, daß sie schreiben könnte, mir war nie eingefallen, daß es nun nicht für immer vorbei sei, ich war wie erschreckt. Ja, da stand es, daß sie mich lange erwartet, daß ich versprochen hatte, ihnen nachzukommen. Wie war es möglich gewesen, daß ich es so ganz vergessen hatte? Aber konnte und wollte ich ihnen jetzt nachreisen? Ich sah mich an. Ganz verwildert war ich, Haare und Bart hatte ich mir wachsen lassen, ich sah wie ein Urwäldler aus. Und was sollte ich da? Mir war wieder wohl geworden, ich sollte es noch einmal durchmachen, die Freude und dann das Leid? Nein, ich konnte nicht, es war gut, wie es jetzt war, ich mochte mich nicht wegrühren. Dann graute mir vor ihren Verwandten. Die Schwester hatte Edith schon in Venedig manchmal sehr verwundert angeschaut, wenn sie mit mir scherzte; mit welchen Blicken würde sie mich empfangen? Der jüngere Bruder, dem Alles ziemlich gleichgültig zu sein schien, hatte in seiner nonchalanten Weise mich doch oft genug fühlen lassen, daß er die merkwürdige Vorliebe seines Schwagers für Musik durchaus nicht theile. Und Edith stand inmitten ihrer; ich sah sie, wie sie in dem Garten der Villa, von der sie mir ein Bild mitgeschickt, sich mit dem Bruder herumjagte und in ausgelassener Fröhlichkeit auch mit ihm auf dem Rasen tanzte; sie liebte ja eigentlich jede Bewegung, diese blonde Frau, die ich ihrer Ruhe wegen zuerst bewundert. Und wie ich so an sie dachte, wie sie in Glück und Freude lebte, überkam mich wieder das heiße, bittere Gefühl: warum hat sie sich in mein Leben gedrängt, warum hat sie mir die Ruhe genommen, daß ich nur voll von ihr bin. In dieser

Stimmung setzte ich mich hin und schrieb ihr ein Nein, schrieb ihr, ich könne nicht kommen, aber sie habe mein Leben mit fortgenommen, ich zürne ihr und habe doch nur den einen Gedanken an sie. Ich schrieb den Brief und schickte ihn gleich ab; am nächsten Tage wußte ich nicht mehr deutlich, was ich geschrieben, hatte nur das unbehagliche Gefühl, daß ich etwas Unrechtes gethan, daß sie mir nie Veranlassung gegeben, so zu schreiben, daß es etwas mir Fremdes sei, dieser Brief.

So saß ich an der Staffelei und starrte auf das weiße Papier, als ich sie plötzlich an mir vorbeiziehen sah, in lange, schwarze Flogengewänder gehüllt; so lebhaft war das Bild, daß ich aufsprang vor Schreck. Da klopfte es an meiner Thür, ich stürzte aufzumachen, überzeugt, sie müsse es sein, als mir eine Depesche hineingereicht wurde. „Ist sie todt?“ Ich wurde schwindelig und fiel auf einen Stuhl nieder. Erst nach einigen Minuten konnte ich das Couvert mit zitternder Hand öffnen: Sie lebte! Aber ihr Gatte war in der Frühe am Herzschlag gestorben, ich sollte nicht kommen, denn in einigen Tagen reisten sie Alle heim nach England. —

Mir war die Nachricht an und für sich ziemlich gleichgültig; nur Edith hatte nie geahnt, daß ihres Mannes Tage gezählt seien, alle Andern, die mit ihm in Berührung kamen, wußten es, — aber der Brief, den ich ihr geschrieben, fiel mir schwer auf's Herz. Vielleicht kam er aber erst nach ihrer Abreise an, vielleicht war er ganz und gar verloren gegangen; jedenfalls abgeschickt war er und ich konnte ihn nicht ungeschrieben machen.

Es zog wie eine Kugel in mich ein, als ich am Tage darauf mir dachte, jetzt reist sie mir immer ferner, jetzt ist

es vorbei und ganz im unendlichen Raum der Welt verflungen. Und so ging ich zum ersten Mal am Quai entlang und in ein Wirthshaus, wo lustige Musik ertönte, sie that mir nicht mehr weh im Ohr, alles hatte sich fest geschlossen über den Erinnerungen, ich war, wie ich gewesen, ehe ich sie zum ersten Mal gesehen, nur ein Schatten mehr hatte sich über all mein Empfinden, all mein Denken gebreitet. Ich wußte nicht, ob es ihre leichte Gestalt war, die ihn geworfen, ich fühlte nur die Schwere meines Seins vermehrt.

In derselben Woche kaufte ich mir auch wieder eine Geige. Mein Lehrer aus Paris schickte mir eine große Geldsumme, Erlös aus dem Verkauf meiner letzten Arbeiten. Damals fiel mir die Größe der Summe nicht auf, erst viel später, als sich die Sendung wiederholte, ahnte ich, wer alle meine Productionen so hoch schätzte.

Den ganzen, heißen Sommer blieb ich in Venedig, ich arbeitete wenig, saß die Nächte durch oft auf dem Markusplatz, mit fremden Malern redend, den Tag über schlief ich und las viel, träumte, daß ich das nächste Mal, wenn ich wieder Mittel in Händen hätte, nach Triest und von dort nach Hause reisen würde, wie sich da wohl Alles verändert hätte und wie es doch schließlich überall dasselbe sei, dort oder hier, todt oder lebend, glücklich oder unglücklich.

Dann kam der Winter. Mein Lehrer mahnte zur Rückkehr, er begriff nicht meinen Müßiggang, er legte mir alle möglichen Motive zu diesem unbegreiflichen Aufenthalt in Venedig unter, ich antwortete ihm nicht einmal. Er erwartete große Musikwerke, die ich dort in der Zurückgezogenheit niedergeschrieben und über welche ich mein Spiel vernach-

lässig; ich schämte mich, ihm zu sagen, daß ich innerhalb eines Jahres nichts geleistet, und nicht einmal die Entschuldigung hatte, zu sagen, daß ich das Leben kennen gelernt. Keine Beziehung hatte ich angeknüpft, im Gegentheil, alle, die ich anfangs gehabt, abgebrochen. Aber mir war wohl, es war mir recht, auch diese letzte Beziehung zu meinem Pariser Lehrer einschlafen zu lassen; auf drei Briefe hatte ich ihm nicht geantwortet, einen vierten würde er mir wohl kaum noch schreiben. Einige Stunden gab ich, hin und wieder spielte ich in einem kleinen Concert, damit konnte ich existiren.

Als das Wetter am grauesten war und ich mir gerade einmal eine ganze Nacht hindurch Heimathmelodien vorgespielt, bekam ich einen Brief aus Neapel, mit einem großen schwarzen Rand und den langgezogenen, nicht zu verwechselnden Schriftzügen von Edith. War es Glück oder war es Schreck, was mich durchzuckte? Hatte ich sie vergessen, oder hatte ich nur an sie gedacht, daß ich den Brief kaum zu öffnen wagte? So lang war er! Drei ganze Bogen beschrieben, solch Frauenbrief, so durcheinander, so halb traurig, halb ruhig, so vieles sagend und doch so nichts! Ich verstand nur eines beim ersten Durchlesen, daß sie krank gewesen, man sie darum nach dem Süden geschickt, daß sie in einigen Monaten, auf der Heimreise, nach Venedig käme, und zwischen Allem, was sie sagte, hindurch klang wie ein Vorwurf, den sie sich machte, daß sie mir schriebe. Sie erwähnte meinen damaligen Brief, der ihr nachgesandt worden, und mit der unbegreiflichen Frauenart, suchte sie mich zu trösten, daß ich solche Tactlosigkeit begangen, schob mir unter, daß ich außer mir gewesen sein müsse, sagte, daß sie mir am liebsten gleich ein

Wort geschrieben hätte, um mich zu beruhigen, daß sie mich nicht falsch verstanden und ich die traurigen Umstände ja nicht hätte ahnen können. Aus ihrem Postskriptum wurde mir klar, warum sie sich entschlossen, mir zu schreiben: sie hatte aus Paris Vieles über mich gehört, das sie besorgt gemacht, und sie fürchtete, ein wenig daran schuld zu sein, daß ich so versunken. Sie sagte es nicht klar, aber ich fühlte es.

Ich antwortete ihr umgehend. War es die Wahrheit, was ich ihr schrieb, oder die instinctive Grausamkeit eines Mannes, der sich geliebt weiß? Ich schrieb nur von meinem Heimweh, von meiner Hoffnung, bald nach Hause zurückzukehren, von der Unmöglichkeit, einen Menschen so lieb zu haben wie ein Thier, daß ich die Musik verachte, seitdem sie fort, und daß ich ihr Traumbild mit in die Ferne nehmen würde als das des einzigen Menschen, der kein Mensch sei.

So schrieb ich ihr und dachte dann nicht mehr daran, nur oft, schrecklich oft sehnte ich mich darnach, ihre blonden, lockigen Haare zu reißen; es war mir eine graufige Lust gekommen, ihr, der auf Händen durch's Leben getragenen Frau, ein reales Gefühl, das des physischen Schmerzes, zu geben, ich haßte ihre Verfeinerung, die mich doch so anzog.

Und so wartete ich von Tag zu Tag darauf, sie zu sehen; mir kam nie in den Sinn, daß sie möglicherweise Venedig nicht berühren könnte. Ich wurde wie etwas lebhafter in dieser Ungeduld, ich ging viel umher, ich fuhr sogar bis Verona und Mailand, um in Concerten mitzuwirken, ich fing an selbst zu arbeiten, um dem unruhigen Triebe in mir zu entgehen. Doch der Sommer nahte, es war schon Juni, ein Jahr seitdem ich sie zuletzt gesehen; es wurde schon

so heiß, daß die Fremden aufhörten zu kommen, als ich endlich einmal, wie ich Abends nach Hause kam, ein Billet fand, in dem auf ihrer Karte ein Hotel und die Stunde, zu der ich sie am nächsten Morgen sprechen könnte, aufgeschrieben stand. Die ganze Nacht blieb ich unterwegs, erst gegen Morgen kehrte ich wieder in mein Zimmer zurück und warf mich angekleidet auf's Bett. Fast verschief ich die festgesetzte Stunde, und als ich mich nun aufmachte, um in ihre Wohnung zu gelangen, erfaßte mich eine solche Angst, daß ich am liebsten nicht gegangen wäre. An den weißen Marmorstufen des Hotels plätscherte das Wasser, von meiner Gondel bewegt, ich blieb regungslos sitzen und schaute hinein, bis mich das Bewußtsein, von den Dienstleuten beobachtet zu sein, aufschreckte, ich ausstieg, mich hoch aufrichtete und die Nummer des Zimmers, die sie mir angegeben, nannte. Ihr Diener war es, der mich in ein halbdunkles Zimmer führte, dessen Jalousien fest verschlossen. Ich nahm einen Sitz, mir war furchtbar beklommen zu Muth, ich starrte auf die Seitenthür, die sich dann auch bald öffnete und aus der sie trat, so schlank, so bleich, das Haupt von schwarzem Flor umhüllt, in endlos langen, glatt anliegenden Trauergewändern. Ihr Haar war von dem dichten Schwarz ganz verdeckt, keine Locke sichtbar, der dunkle Rahmen hatte ihr Gesicht noch verkleinert, und die blauen Augen erschienen gespenstischer, als je. Mechanisch war ich aufgestanden, die fremde Erscheinung gab mir alle Ruhe wieder; ich verbeugte mich, sie ging auf mich zu, reichte mir die Hand und brach dann in Thränen aus. Wortlos schauten wir uns an; wir hatten uns nichts zu sagen! Mir stieg das Gefühl bitterster Enttäuschung immer höher, so daß es mich fast erstickte. Ich hätte laut auf-

schreien mögen, mich selbst verhöhnen, ob meiner Traumgestalten, da ertönte ihre Stimme nah, ganz nah an meinem Ohr: „Ich komme mich nach meinem Freunde umzusehen, da er nicht wagt, zu mir zu kommen.“

Und ich sah sie an und sah das liebe Kinderlächeln und konnte den Blick nicht mehr von ihr nehmen, und wie ich mich so ganz in ihre Augen versenkte, kam mir die Kühnheit, daß ich sagte: „Sind Sie die gütige Freundin noch, die Sie waren, so nehmen Sie den Wittwenflor vom Haupte, daß ich Sie erkenne.“

Sie sah sich scheu um, dann steckte sie ihn ab. Ich stand auf und stellte mich ihr gegenüber. Ja, so war sie ganz dieselbe, nur bleicher, aber sie war auch lange krank gewesen. Und wie sie so den Krepp abgesteckt, fühlte ich mich stolz, wie noch nie im Leben, das hatte sie für mich gethan.

Dann begann sie zu sprechen, von dem ganzen Jahr, von all' ihrem Leid, von dem geliebten Verstorbenen und zuletzt von der Sorge, die sie um mich gehabt. Wie es ihr am Herzen genagt, daß ich mich zu Grunde richte, daß meine herrlichen Fähigkeiten verkümmerten, ich nicht das leiste, was ich unter günstigen Umständen geleistet haben würde, wie sie gefühlt, daß sie mir helfen könnte, aber doch nicht dürfte und wie so die lange Zeit vergangen. Ich lauschte ihrer Stimme, wie einer lang verlorenen Melodie, die endlich wieder an mein Ohr tönte, und wieder geschah es mir, wie damals, daß ich des Sinnes gar nicht achtete über dem Klang. Dann spielte ich ihr auf dem Clavier ihre Lieblingsstücke, ja auch Alles von mir, was sie wollte; den einen Tag unseres Lebens habe ich ihr blind gehorcht. Dachte sie daran, wie der Tag enden sollte, oder war sie, wie ich, in dem dich-

ten Schleier des Glücks befangen? Zur Essensstunde erschien ihre Gesellschafterin; Edith hatte zuvor, Kind wie sie war und ängstlich vor ihren Untergebenen, ihren Wittvenkrepp wieder umgelegt, aber jetzt bangte mir nicht mehr davor. Als nun der Abend gekommen und ich nach Hause gehen sollte, trat sie auf mich zu, zog mich in die Fensternische, wo das volle Mondlicht auf mich fiel, und als sie mir in die Augen geschaut, fragte sie, ob ich wirklich für immer zurück in meine Heimath, fort aus ihrer Welt gehen wollte?

„Komm' mit in eine Wildniß, ohne meine Göttin kann ich nicht leben!“ rief ich, fiel vor ihr auf die Kniee und bedeckte ihre Hände mit Küssen.

„Sie wilder Knabe, was soll ich aber in einer Wildniß?“

„Leben, das wahre Leben, ohne den großen Schein kennen lernen!“

„Aber ich kann nicht mehr ohne den Schein leben, der so lange meine Welt gewesen! Ob wir uns wohl auch kennen, ob Sie nicht in mir Fähigkeiten vermuthen, die ich nicht habe?“ erwiderte sie fast ängstlich.

„Nein; Sie aber legen mir viel Großes unter, ich bin lange nicht das, was Sie glauben!“

„Schweigen Sie,“ unterbrach sie mich, leise mit dem Finger drohend, „Sie sind mein genialer Künstler, die einzige Entschuldigung meiner großen Schwäche für Sie ist Ihr Genie.“

Dann sagte sie mir Lebewohl und ging aus dem Zimmer. Ich blieb noch eine Weile stehen, dann ging ich die Treppe hinunter, bewusstlos; ich war benommen; auch als ich zu Hause anlangte, fühlte ich nicht, wer ich war, und was ich that.

Spät wachte ich am anderen Morgen auf, mechanisch zog ich mich an und machte mich zu ihr auf. Sie mußte doch noch in Venedig sein, ich hatte gar nicht verstanden, wie lange sie bliebe, mir war aber, als müsse sie jetzt immer da bleiben; trotzdem packte mich die Angst, sie könne entflohen sein.

Nein, sie war da, sie lag auf dem Sopha in ihrem Zimmer und die Gesellschaftsdame saß neben ihr. Ich fühlte mich sehr verlegen und unbeholfen ihnen gegenüber: ich wußte nichts zu sagen, und sie schien sich an meiner Peinlichkeit zu ergötzen; endlich ging ich an das Clavier und spielte lange Zeit. Als ich aufstand, war Edith allein im Zimmer. Sie hatte Thränen in den Augen und winkte mir, heranzutreten.

„Alexander,“ sagte sie weich, aber mit ruhiger, fester Stimme, „ich reise heute noch fort und da muß ich Ihnen etwas sagen. Ich habe Sie sehr lieb, und wenn man Jemand so lieb hat, schwinden alle kleinlichen Rücksichten, das habe ich mir die ganze, schlaflose Nacht überlegt. Sie können mir nicht von Ihrer Liebe sprechen, Ihre übergroße Zartheit verhindert Sie daran; da muß ich es thun. Was die Welt Vorzüge nennt, ist auf meiner Seite, was wirkliche Vorzüge sind, auf der Ihrigen. Wollen Sie nach Paris zurückkehren und sich da eine Lebensstellung schaffen, so will ich in Jahr und Tag, wenn meine Trauerjahre um sind, Ihre Frau werden.“

„Ob ich will!“ Ich umschlang sie mit beiden Armen und wir weinten vor Glück und Erregung.

„Du weißt nicht, welch' großen Künstler ich aus Dir machen werde,“ flüsterte sie leise, „mein Traum Tag und

Nacht wird Deine Größe sein! — Aber jetzt gehe und lasse mich oft und Gutes von Dir hören und reise gleich morgen nach Paris, damit ich Dich dort auf meiner Heimreise noch einmal sehe, mein wilder, lieber Knabe.“

So ging ich, traumverloren, wie ich gekommen; zu Hause fing ich an, meine Bücher zu packen und meine Noten zu ordnen, ich wollte ja den Tag darauf fortreisen. Ich war ganz und gar unter dem Einfluß ihrer Worte. Und doch wäre ich wohl nie gereist, wenn sie mir nicht einen ihrer Diener zurückgelassen hätte, der mir Alles besorgte. Wie ein Kind war ich, versunken in den Gedanken an sie; derart gedanken- und gefühllos, daß ich Alles mit mir geschehen ließ. Ich kann mir diese Zeit meines Lebens, die ersten Wochen in Paris kaum zurückrufen, ich war meiner selbst nicht recht mächtig und konnte darum auch keine Eindrücke in mich aufnehmen.

Eine „Lebensstellung“ sollte ich mir schaffen, hatte sie gesagt, und das wiederholte ich mir immer. Wie konnte ich es als etwas so Natürliches, Einfaches hinnehmen, daß sie dann meine Frau werden wollte? Später habe ich nie begriffen, daß mich nicht die Lächerlichkeit, die scheinbare Unmöglichkeit eines solchen Ereignisses vor Allem packte. Wie konnte ich nicht die Selbsterkenntniß haben, zu wissen, daß ich mich nicht zu einem Ehemann eigne, wie konnte ich mich von ihrer Blindheit bethören lassen und auch den Unterschied unserer Lebenssphären so ganz vergessen!

Aber das Factum bleibt, ich vergaß Alles die ersten Wochen in Paris; ich arbeitete und warf mich mit einer Art Freude in die Lehrthätigkeit an der Akademie, die mir durch meinen Lehrer erschlossen wurde. Als aber Edith durch

Paris kam, als ich sie im Kreise ihrer vornehmen Freunde wieder sah, brach mit einmal alle Energie zusammen. Wie sollte ich mich je einer solchen Frau nähern, es war ja eine Verwegenheit; war es denn wahr, daß ich sie einmal geküßt? Und noch an demselben Abende schrieb ich ihr, daß ich Alles wieder aufgeben würde, daß ich nicht die Macht in mir fühlte, dem Leben etwas so Hohes abzugewinnen, daß ich sie nicht wiedersehen könne. Als Antwort schickte sie mir ihren Wagen, mit der Bitte, gleich zu ihr zu kommen. Ich kam.

„Sie machen es mir aber gar schwer,“ kam sie mir entgegen, „ich muß ganz die Rolle des Mannes übernehmen und immer von Neuem um Sie werben. Was ist es denn, was Sie so verzweifeln macht?“

„Ich bin in einer ganz falschen Stellung, ich kann nicht, was ich sollte, und möchte doch, was ich nicht darf!“

„Was möchten Sie?“

„Ich möchte Sie anschauen mein ganzes Leben, zu Ihren Füßen liegen, weit, weit fort von allen Menschen, ich möchte, daß Keiner Sie sieht außer mir, und daß wir nur die Meereswogen über uns brausen hören.“

„Sind Sie eifersüchtig auf Jemand?“

„Auf Jemand? auf Alle!“

„Seien Sie kein Kind, und machen Sie mir nicht das Herz schwer; ich muß morgen weiterreisen; ich habe sie zu lieb, um hier zu bleiben, ich verriethe mich gleich. Meine Schwester hat gestern schon gemerkt, wie ich mich freute, als Sie endlich kamen. Später, zu Hause, wird es mich noch einen bitteren Kampf kosten. Doch — darüber darf ich Ihnen nicht klagen, das ist meine Sache, ich muß sie allein durchmachen! Am schwersten wird es mir mit meinem ältesten

Bruder sein, den habe ich sehr lieb. Wenn Sie den nur gekannt hätten, Alexander, hätte sich Ihre ganze innere Entwicklung glücklicher gestaltet. Sie haben viel Aehnlichkeit mit ihm, er ist auch ein hervorragender Mann.“

„Ich bin durchaus kein hervorragender Mann, wie oft soll ich mich dagegen sträuben!“

„Sie sind mehr, Sie sind ein Genie, ein etwas ungezügelter, aber mir ist nicht bange vor der Zähmung!“

Als wir uns trennten, hatte sie versprochen, in drei Monaten für immer nach Paris überzusiedeln.

„Mein Gott!“ sagte sie und ihre Augen strahlten, „welch selig Leben muß das werden, Sie das Glück kennen zu lehren!“

Mir ist das Wort so fest in der Erinnerung geblieben, weil es mir später immer wie eine Ironie für uns Beide in den Ohren klang.

Ich hatte ihr so selten von meiner Liebe gesprochen, sie nahm aber jedes Wort für den gemäßigten Ausdruck meiner wilden Leidenschaft, während es der übertriebene Ausdruck eines sehr gemäßigten Gefühles war. Meine Augen ließen sie Alles glauben, die Augen, die durch ihren dichten Schleier Alle irre führten, immer und immer wieder die Fabel meiner Unergründlichkeit. Aber wie begreiflich war bei einer Frau ihrer Art der Irrthum! Mußte sie, der man stets nur mit hingebenster Liebe genahet, nicht glauben, daß der Sterbliche, dem sie sich von der Höhe ihrer gesellschaftlichen Stellung zu eigen gab, wortlos vor Entzücken war, wenn er ihr nahte, zumal er ein heimathloser ernerzogener Mann war? Und ich liebte sie auch auf meine Art, nur war meine Art nicht die rechte Art.

Im Winter wurden wir getraut. Ich hatte mir keine Lebensstellung erworben, und Edith hatte ihre Familie mit dem Schritte, den sie thun wollte, nicht auszuföhnen vermocht. Sie waren als Feinde von einander geschieden; die Geschwister hatten sie wie eine Irrsinnige betrachtet, sie dieselben als kleinliche, bornirte Weltkinder, die von wahrer Größe keine Ahnung haben konnten.

„Sie haben mir Alle gesagt,“ klagte sie, „ich würde unglücklich werden, und da habe ich einige Nächte nicht schlafen können und immer darüber nachgedacht. Und schließlich habe ich mir gesagt: wenn ich an Dir stirbe, hast Du nur durch meine Liebe ein einziges, ewiges Werk geschaffen, was noch Generationen erhebt und Deinen Namen zu einem gesegneten macht für die Menschheit, was läge da an meiner Person! Mag sie hundertmal zu Grunde gehen! Ich will Dir die Ruhe des Schaffens, ich will Dir die Erkenntniß des Glückes bringen.“

Und dann schmiegte sie sich an mich und schaute mich mit den weit geöffneten blauen Augen an, und ich schwieg und schwieg, weil ich nichts anderes zu sagen wußte, als was ein langer, schwerer Seufzer barg.

Wir wurden in möglichster Stille nach ihrem und nach meinem Ritus getraut; trotzdem waren viele Neugierige anwesend. Edith war in der vornehmen Welt zu bekannt, und ihre Heirath war ein zu merkwürdiges Ereigniß; man mußte es sehen, um es zu glauben, daß diese Frau, deren rührende Hingabe an ihren Mann Alle bewundert hatten, nach wenig mehr als ein und einem halben Jahre, einem fast unpassend kurzem Zeitraume, wieder heirathete, und wen? Einen Musiker, der seit Jahren wie verschollen und der noch dazu armer,

ausländischer Herkunft war. Hatte die Frau sich denn so an das Aufopfern gewöhnt, daß sie ohne Opfer nicht mehr leben konnte?

Edith sah wunderschön aus an ihrem Hochzeitstage; als sie von einem Freunde ihres Hauses geführt in die Kapelle trat, blendete mich ihre Erscheinung. Sie war in einem silbergrauen Brocatgewand, das im Halbdunkel der Kirche weiß glänzte, das Haar umschloß ein kleiner Hut derselben Farbe, und die Drangenzweige fielen von ihm herab über die lockigen Goldhaare. Ihr Antlitz war ganz weiß, so daß es mir ängstlich auffiel, als sie aber meinen besorgten Blick sah, lächelte sie mir zu, und so lächelnd wurde sie mir angetraut.

Es war ein kalter Wintermorgen und wie wir so in dem geschlossenen Wagen von der Kirche in die Wohnung fuhren, die Edith fast außerhalb der Stadt, damit mich kein Geräusch störe, hatte herrichten lassen, war mir mehr schaurig, als glücklich zu Muth.

„Weißt Du, Alexander,“ sagte Edith, „daß ich Dich mehr liebe, als Du mich. Du brauchst mich nämlich viel mehr. Ich habe so viele Freunde, so viele Weltbeziehungen und war immer in Allem so verwöhnt, da siehst Du die äußere Stelle gar nicht, die für Dich leer war und hast nicht das weiche Mitleid für mich im Herzen. Aber ich brauche es sehr, jetzt trittst Du zwischen die fremde Welt und mich.“

„Aber das thut auch Dein Haushofmeister und Dein ganzes Hauswesen; hätte ich nur erst entdeckt, wo ich Dir nützlich sein kann.“

„Du möchtest nützlich sein, Du kleiner Wilder? Ich glaube Nützlichkeit ist ein Wort, das in Deiner Sprache gar nicht vorhanden sein kann, so unvereinbar ist es mit Dir.“

„Vielleicht lerne ich es noch. Jetzt sind wir einige Wochen ganz allein mit einander, willst Du es mich da lehren Edith? Weißt Du denn schon alle meine Mängel?“ und ich umarmte sie, damit sie mir nicht antworten solle, daß ich keine Fehler habe.

Wir kannten Beide unsere Wohnung nicht, wir hatten uns wie Kinder überraschen lassen wollen. Sie lag im Parterre und hatte einen großen Garten hinter dem Hause. Alles war festlich geschmückt, mir thaten die großen, hohen lichtvollen Räume wohl. Es waren wie zwei Wohnungen, die durch einen Wintergarten mit einander verbunden waren, die rechte Seite gehörte meiner Frau, die linke mir. Bei ihr war jeder Ton gedämpft durch schwere Teppiche, Portieren und Fenstervorhänge, alle Möbel, bis auf die des lichtblauen Schlafzimmers von dunkler Farbe; bei mir war viel Licht und Luft, nichts, was den Klang stören konnte.

Edith schaute mich bange an, ob mir ihre Bestimmungen auch gefielen.

„Ich kann es gar nicht glauben, daß ich es bin, der hier bleiben darf!“ entgegnete ich ihr. Darauf ging sie erst in ihre Zimmer, um ihre Toilette zu wechseln.

Ich blieb allein in meinem Zimmer, mir that der Luxus wohl, mein Auge weidete sich daran, aber mein Herz war todt betrübt. Ach allein, allein sein, fort von Allem, fort auch vom Glück, nur allein in ewiger Ruhe,“ seufzte ich. Doch da kam sie zurück und wenn ich sie sah, verschwand all mein Denken und Fühlen in dem stürmischen Verlangen, sie in meine Arme zu schließen, ihre Lippen mit meinem Munde zu berühren.

Fragte ich mich wohl damals, fragte ich mich wohl je, was ich zu ihrem Glücke thun könnte? Habe ich mir wohl klar gemacht, welch Leben nun in meiner Hand lag? Ich weiß es nicht, ich weiß nicht einmal, ob ich je die Absicht hatte, anders zu werden; daß ich es nicht gekannt hätte, das allein weiß ich.

Wenn ihr kleiner, blonder Kopf, inmitten all' der Spitzen, die ihr ein Lebenselement schienen, auf dem blauen Seidenkissen ruhte, da habe ich sie in erster Zeit oft geweckt, wenn mich ein Weh übermannte, und habe sie gefragt, ob sie glücklich sei; dann lachte sie so herzlich darüber, daß ich das so eilig wissen müsse und sie darum aus dem Schlafe störe, daß ich wohl glauben darf, sie war die ersten Wochen wenigstens glücklich.

Es war ungefähr ein Monat seit unserer Verheirathung vergangen, als wir versprochen hatten, in eine Soirée zu kommen. Mir war die Unbequemlichkeit des Ausgehens sehr lästig; ich lag in meinem Zimmer herum und konnte mich nicht entschließen, meine Kleidung zu wechseln. Edith trat ein und fragte mich erstaunt, warum ich noch nicht bereit sei?

„Weißt Du, Edith,“ entgegnete ich, „geh' Du allein, ich mag nicht.“

„Nein, das geht nicht!“ und sie sah mich betroffen an. „Du kannst mich nicht allein gehen lassen!“

„Wenn ich allein gehen sollte, das ginge noch weniger, mir ist nicht allein über den Weg zu trauen.“

„Wie meinst Du das?“

„Ich meine gar nichts.“

„Du hast etwas, sage es mir, ist Dir nicht wohl?“

„Sehr wohl, nur möchte ich allein sein!“

„Das ist unfreundlich, das darfst Du nicht sagen.“

„Aber ich denke es doch!“

„Bitte, denke es nicht.“

„Gedanken sind frei.“

„Alexander, hast Du viele solcher Gedanken, dann mußt Du sie mir doch lieber sagen. Sind wir nicht Mann und Frau?“

„Frau und Mann wäre schon ein besserer Ausdruck für uns.“

„Alexander,“ und sie brach in Thränen aus, „habe ich Dir weh gethan, bin ich unzart in irgend etwas gewesen?“

„Mein Gott, durchaus nicht; achte nicht auf das, was ich sage, ich bin schlechter Laune. Bei Euch war es wahrscheinlich Mode, seine Launen zu beherrschen, bei mir nicht, und ich lerne es auch nicht mehr, es ist ja zu nichts gut.“

Edith war derart betroffen, daß sie schwieg und leise aus dem Zimmer ging. Ich vergaß den ganzen Vorfall und schlief auf meinem Sopha ein. Mitten in der Nacht wachte ich auf, mir fiel ein, daß wir ja in die Soirée hatten gehen sollen. War Edith allein gegangen? Ich machte Licht und ging in ihre Gemächer hinüber, dort war alles dunkel, nur im Toilettenzimmer brannte es hell; wahrscheinlich wartete die Jungfer der Rückkunft ihrer Herrin oder diese war gerade heimgekehrt und ließ sich auskleiden. So ging ich zurück und legte mich zu Bett. Später erfuhr ich, daß Edith gar nicht gegangen, und daß sie bis tief in die Nacht aufgeblieben. Was sie gethan, fragte ich nicht, mir kam es nie durch den Sinn, daß sie gewartet haben konnte, daß ich sie um Verzeihung bäte.

Wenn sie den Tag darauf kälter oder scheuer zu mir gewesen ist, ich habe es nicht gemerkt; wir fuhren in eine Gewerbe-Ausstellung und ich war sehr heiter, wir dinirten dann in der Stadt; einmal, als ich bei der Rückfahrt den Arm um ihre Taille legte, schaute sie mich groß und fragend an, und als wir zu Hause angelangt, und sie mich schon bei mir glaubte, während ich noch im Nebenzimmer stand, hörte ich sie schluchzen, indem sie sich auf ihr Bett warf:

„Um Gottes Willen! er merkt es ja nicht einmal!“

Ich beruhigte mich mit dem Wort „Frauensentimentalitäten,“ was ich ihr auch einmal sagte, als sie mich fragte, ob ich nicht fühle, daß sich in den letzten Tagen Vieles zwischen uns gelegt habe?

„Hänge Dich nicht an unreaie Vorstellungen, Edith, die Wahrheit verträgt sie nicht.“

Da sah sie mich nachdenklich an:

„Wäre es möglich, daß die Wahrheit so schmerzhaft wäre?“

„Ach laß es, Edith, alles das führt zu nichts!“

„Aber das ganze Seelenleben, Alexander, die Poesie Deiner Kunst, das einzig Wahre im realen Leben, wie kannst Du sagen, das führt zu nichts? Wo ist das süße Geheimniß Deiner Augen?“

„Alles in Deiner Vorstellung, Kind!“

„Nein, nein, Alexander,“ sagte sie ganz ängstlich, „nimm mir nicht das Leben.“

„Aber das ist kein Leben, das ist ein Traum!“

„So laß mir den Traum!“

Ich zuckte mit den Schultern und lächelte. Und das Lächeln war ihr lieb; dann wurde sie wieder Kind und ver-

suchte durch meine Augen hindurchzusehen, legte den blonden Kopf in meinen Schooß und fragte mich, ob ich gern mit ihren Haaren spiele? Und ich wühlte in ihrer Pracht und freute mich der blauen Augensterne, die so groß und voll zu mir heraufstrahlten.

Doch ich leistete nichts! Vergebens hoffte Edith auf irgend ein künstlerisches Werk. Sie hatte gedacht, das Glück würde mich zum Höchsten entflammen. Was nützt das Glück, wenn man es nicht fühlt! Ich hatte Alles, was dazu gehört, die volle Ruhe des Schaffens, die Anregung der bedeutendsten Männer, die Liebe der reizendsten Frau, und ich fühlte nichts, absolut nichts, als eine furchtbare Müdigkeit und die stete Sehnsucht nach Einsamkeit. Ich habe kein Leben in mir, ich war nicht zum Menschen geboren! Manchmal ergoß es sich in meine Kunst, manchmal mit irrem Kopf entriß ich meiner Geige all das Leidgefühl und zerbrach meiner Frau das Herz. Meine Töne hat sie stets verstanden, und darum mißverstand sie mich immer, weil sie mir das, dessen ich im höchsten Affect und im verschwommenen Gebiet der Klänge, fähig war, als klares, beständiges Empfinden unterlegte.

Vielleicht hatte ich selbst gedacht, daß mich die Frau umändern würde, vielleicht hatte ich gehofft, daß sie mir das offenbaren würde, was ich zu meiner eigenen Qual oft gefühlt, daß es mir fehle, — und überkam mich daher die grenzenlose Enttäuschung. Ich saß tagelang in meinem Zimmer und brütete so hin, gedankenlos mit dem dumpfen Gefühl eines Leids, dem ich mich blind hingab, und sah nicht, wie Edith blaß und blässer wurde. Die tägliche Routine des Lebens machten wir zusammen durch, waren auch manchmal fröhlich zusammen, besonders, als nun der Frühling kam

und wir viel ausführen. Einmal, mitten in einer Spazierfahrt brach Edith ohnmächtig zusammen. Ich erschrak bis in's Herz, als ich sie leblos liegen sah.

„Das habe ich gethan, ich tödte Dich!“ rief ich entsetzt aus.

Sie aber öffnete matt die Augen und sagte wie im Traume etwas, das sie sich selbst wohl so oft wiederholt hatte, daß es so mechanisch klang:

„Du hast nichts gethan, ich habe es Alles gewollt, Du bist unschuldig an Allem.“

Es war um einen Stein zu rühren. Wir kehrten gleich nach Hause zurück, ich bettete sie auf ihren Divan und weinte zu ihren Füßen.

„Alexander, warum fühlst Du nur Negatives, nie Positives,“ sagte sie leise und matt, „wenn Du etwas nicht hast, kannst Du verzweifeln; hast Du es aber, ist es Dir so gleichgültig, daß Du gar nicht darauf achtest. Du ahnst gar nicht, was mein Leben ist, Du thust mir oft so furchtbar weh und dann sehe ich, daß Du es nicht verstehst, und es bricht mir das Herz, daß wir uns so fremd, so schrecklich fremd sind.“

Ich schwieg.

„Siehst Du,“ fuhr sie fort, „jetzt habe ich großes Heimweh nach meiner Familie. Du hast mich nie nach meinen Geschwistern gefragt. Hast Du wohl schon einmal daran gedacht, daß ich Sehnsucht nach Harry haben muß, der mir nicht nur Bruder, sondern auch Vater und Mutter war? Und hast Du wohl gemerkt, daß ich mich so gern mit ihnen ausfühnen möchte?“

Ich hatte allerdings noch nie daran gedacht, daß Edith eine Familie habe, nie von der Möglichkeit geträumt, daß sie sich nach ihnen sehnen könne.

„Warum sagst Du mir denn das nicht, Edith? Glaubst Du nicht, daß ich mich allen Deinen Wünschen fügen würde?“

„Aber wie kommt es, wenn Du mich lieb hast, daß Du nie meine Wünsche erräthst, Dich nie mit meinen Gedanken beschäftigst?“

„Weil ich ein Unmensch bin, und solcher Frau nicht werth!“

Darauf konnte sie denn nichts sagen, sondern streichelte mich leise und erzählte mir von ihrem stolzen Landsitz daheim und wie sie sich nach ihren Pferden sehne und weinte über Alles, an das sie dachte.

„Solch eine kleine müde Frau!“ sagte ich, aber mir war sehr bange um sie.

„Edith,“ fragte ich nach einer Weile, „wenn Du ein wenig nach Hause reistest, möchtest Du das?“

„Aber ohne Dich kann ich nicht, willst Du mitkommen?“

„Ich glaube nicht, daß Dein Bruder sich freuen würde. Du weißt ja, daß ich Keinem der Deinen je gefallen habe. Du mußt mich schon hier lassen!“ Der Gedanke hinzureisen erstarrte mich schon.

„Ich fürchte sehr, daß ich Dich nicht verlassen kann, Und doch! ich möchte sie Alle wiedersehen, auch das liebe Gartenhaus, die Kirche, Alles, noch einmal, ehe ich sterbe!“

„Edith, sprich nicht vom Sterben, was sollte ich ohne Dich thun!“

„Frag' das nicht, sonst kommt mir die ganze Bitterkeit heraus. Du, ohne mich? Dasselbe wie mit mir! Ich habe

Dir ja kein Glück gegeben, ich hatte mich überschätzt. Wenn Du meine Gedanken auch nicht liest, ich lese Deine und Deine herzerreißenden Fantasien. O, der große Irrthum! Alexander," und dabei ergriff sie meinen Kopf mit ihren beiden Händen und zog ihn nahe an sich heran, „Du bist die Sphinx, die unenträthselbare, aber ich verblute aus Liebe zu Dir; ich liebe Deine Seele und suche sie und finde sie nimmer!“

„Schade um Deine schönen Augen," sagte ich und schwieg, küßte ihr aber die kleinen Füße und Hände und wiegte dann ihren Kopf auf meinem Arm leise in den Schlaf.

Aber auch der Eindruck, den mir der Tag gemacht, ging vorbei; glaubte ich nicht, daß sie wahr gesprochen, oder glaubte ich einfach gar nichts?

Im Sommer gingen wir an die Seeküste. Die Aerzte hatten Edith eine weitere Reise untersagt. Als wir aber so immer am Strande lebten und sie hinaus in's Meer starnte, übermannte sie das Heimweh.

„Dort drüben liegen alle meine Kindererinnerungen und leben alle meine Lieben, und ich soll sie nie wiedersehen!" jammerte sie so oft.

„Edith, bitte die Deinen zu kommen, ich gehe fort!" sagte ich.

„Aber wäre Dir das nicht demüthigend, vor ihnen fort zu gehen?"

„Durchaus nicht, ich kenne solche Gefühle garnicht in Bezug auf Dich."

„Nur in Bezug auf mich nicht, oder überhaupt nicht, das ist die große Frage?"

„Ich glaube überhaupt nicht, Du weißt, ich halte nichts auf mich.“

„Du bist groß, größer als irgend ein anderer Mensch, Alexander!“

Ich wollte sie nicht kränken und sagte darum nicht, daß Gleichgültigkeit keine Größe sei.

Schließlich faßte Edith den Entschluß, doch nach Hause zu reisen und dort die nächsten Monate abzuwarten.

„Mein Kind soll da geboren werden, wo auch ich das Licht der Welt erblickte,“ und dabei schaute sie mich prüfend an. Dachte sie, ich würde es nicht dulden? Mir kam es nie in den Sinn, sie zurückzuhalten, im Gegentheil, ich hielt es für richtig, ihr immer noch zuzureden.

Ich brachte sie bis London und verließ sie dort eine Viertelstunde, ehe ihr Bruder ankam. Sie war eifrig ruhig und kalt bei unserer Trennung, ich machte mir keine Gedanken darüber, ich hielt sie für vernünftig und dachte, sie nähme Rücksicht auf ihren Zustand; vielleicht merkte ich es damals sogar nicht einmal. Darauf kehrte ich mit schwerem Herzen heim in die öde Villa an der Küste, und weil Alles dort so eigen hallte und schallte, überkam mich die Arbeitslust. Ich ging in meine Gedanken auf; wohl vierzehn Tage lang verließ ich nicht das Haus und als ich meine Symphonie beendet hatte, gefiel sie mir fast. Es war das erste meiner Werke, das ich nicht verdamnte.

Nur kurze Nachrichten hatte ich von Edith, sie war glücklich und wohl.

So kehrte ich nach Paris zurück, und da mein einstiger Lehrer mich gleich aufsuchte, gab ich ihm meine Arbeit, sonst hätte ich sie wohl vergessen. Mir war zu Muth, als sollte

ich mir das Leben nehmen, und doch wußte ich nicht, warum.

Eines Abends saß ich so in Edith's Zimmer und dachte nach über das unendliche Nichtsein mitten im Sein, — als die Thürglocke ertönte, ich mehrere Stimmen hörte, und plötzlich Edith vor mir stand. Mit einem Aufschrei stürzte ich vor ihr nieder und umfaßte ihre Kniee: „Meine Edith!“

Sie war todtelend und sank in einen Lehnstuhl:

„So lieb hast Du mich, Alexander? Weißt Du, was Alice gesagt hat, Du hättest nur mein Geld gewollt, der Beweis sei, daß Du mich fortgelassen. Und da habe ich mich aufgemacht und bin zu Dir gekommen, ganz allein, meine Leute können mit den Koffern nachkommen. Ich fürchtete, ich könnte unterwegs sterben, denn mir ist so krank zu Muth, und Dich nie wiedersehen, und ich sehnte mich nach Dir, ach zum Bergehen. Du hast mir so viel Weh angethan, aber ich kann nicht ohne Dich leben.“

„Und ich nicht ohne Dich!“

„Sag' es nicht, sonst glaube ich es Dir, weil ich es so gern glauben möchte,“ und dabei lächelte sie, während ihr Thränen aus den Augen quollen.

„Edith, ich kann Dir jetzt nichts sagen, erst mußt Du zur Ruhe kommen, Du siehst so furchtbar krank aus. Laß mich Dir helfen, ich bin ja nicht so unnütz, wie Du denkst, wenn ich Dir die Locken kämmen darf, bin ich ja auch einmal im Leben von Nutzen gewesen und habe nicht umsonst gelebt!“

„Alexander!“ und sie lachte jetzt ganz hell auf, „so kannst Du reden? Da möchte ich ja täglich eine so grausige Reise machen, um so etwas Lustiges aus Deinem ernstern Munde zu hören.“

Dann aber vor Schmerz seufzend, setzte sie hinzu:

„Aber wie hast Du mich allein lassen können! Als Du in London so ruhig von mir gingest, dachte ich, der Himmel stürze ein. Und hast Du denn Dein Kind nicht lieb, daß Du nicht der Erste sein wolltest, es zu küssen? Ich habe es so vielfach versucht, Du aber verstandest mich nie.“

„Jetzt sehe ich ja ein, was ich gesollt hätte, aber Edith, verlange nicht von mir, daß ich ein Mensch bin, ich kann es nicht, es ist mir nicht gegeben.“

Dann legte ich sie in ihr lichtblaues Zimmer, und sie schien einzuschlafen.

„Welchen Monat haben wir eigentlich? fragte sie plötzlich.

„Oktober,“ sagte ich, „heute ist der 10. Oktober.“

„Ist das ein hübscher Tag, Sonntag der 11. Oktober für unseres Sohnes Geburt?“

„Du glaubst doch nicht ernstlich, Edith?“

„Doch, ich glaube; die tolle Reise, die ich gemacht, die Erregung und nun das Glück!“ und sie reichte mir die Hand.

„Ich weiß aber, daß ich gesund werde und freue mich so auf die schwarzen Augen Deines Kindes! Weißt Du, daß er ein großer Künstler werden wird und daß er ganz Deine Augen hat?“ Dann schlummerte sie wieder ein.

Ich schickte nach Ärzten, nach Hülfe, denn sie hatte Recht. Als am Sonntag Abend ihre eigenen Leute aus England zurückkehrten, mit der Kinderfrau, welche einst Edith auf dem Arme getragen, war ein schwarzlockiger Knabe geboren, der vielleicht, wie seine Mutter vorausgesagt, meine Augen hatte: er hat sie aber nie in dieser Welt geöffnet, er war todt-geboren.

Edith war verloren.

Sie phantasirte laut, sie sprach zu mir von ihrem Leid, von ihrer Liebe, sie klagte, daß ich nichts geschaffen! Dann kam ein bewußter Augenblick, wo sie die Klage wiederholte.

„Edith,“ stöhnte ich an ihrem Bett, „es wird eine Symphonie von mir aufgeführt, ich wollte Dich damit überraschen.“

„Wie lange ist es bis dahin?“

„Einige Wochen nur noch.“

„Ach, welch Glück! dann werde ich Dich ja hören können. Für mich Alexander, wirklich für mich hast Du geschrieben?“

„Nur für Dich und durch Dich.“

Dann kam die erste Nacht, sie war bei Bewußtsein und sprach immerzu. Vergebens bat die alte Wärterin sie zu schweigen.

„Wenn ich sterbe, in meinem Schreibtisch liegt das Testament, das ich schrieb, ehe wir an die Küste gingen.“ —

„Edith, Du kannst nicht sterben. Sieh, mich hat die Todesangst um Dich zum Menschen gemacht, auf Händen werde ich Dich tragen, Dir knieend für Deine Liebe danken, Dir zeigen, was Du aus mir gemacht; ich bin ja erwacht, es ist Alles verschwunden, es giebt kein Leid mehr, wenn Du nur bei mir bist, Edith, hörst Du mich?“

„Ich höre Dich und ich kann es nicht glauben, ach, warum kam es denn nicht früher?“

„Ich konnte mich nicht schnell an das Glück gewöhnen, nach all' der Jahre langen Einsamkeit; ich habe so viele Zeit gebraucht, um es zu glauben, jetzt ist es da, übermächtig und klar, die ganze, volle, menschliche Liebe! Edith, hör' mich!“

„Wie hab' ich Deine Seele bang gesucht!“

„Sie lag in Dir, in Dir allein!“

Sie schloß die Augen, dann richtete sie sich auf.

„Hat der Kleine auch Deine Augen?“

„Ja, Edith.“

„Laß mich ihn sehen.“

„Jetzt nicht, morgen früh, es ist ja Nacht.“

„Schreib' auch an Harry, daß ich weiß, wie schuldlos er an Alice's Reden. — Und Du hast wirklich wieder geschaffen? Alles Glück auf einmal, Deine Größe, Dein Kind und Deine Seele! Küß' mich, damit ich Dich fühle.“

Und gegen Mittag verlor sie das Bewußtsein. Ich kniete an ihrem Bett, ihre Hand hielt krampfhaft die meine, noch zwölf Stunden und sie war sanft entschlafen.

Als ich zum Bewußtsein kam, war es tiefe Nacht, das Zimmer war matt erleuchtet; ich stand auf vom Sopha. Da ruhte Edith in den lichtblauen Kissen und in ihren Arm hatte man das Knäblein gelegt. Ich schaute ihn an, es waren ganz meine Züge, aber greisenhaft; ach, könnte ich so an seiner Statt an ihrer Brust ruhen!

Sie war unverändert, weiß mit den goldigen Haaren. Lange schaute ich sie thränenlos an, dann schnitt ich ihr zwei Locken ab und meinem Sohne einige seiner krausen, schwarzen Haare, küßte ihren Mund und ihre beiden Augen und ging aus dem Zimmer.

An der Schwelle schaute ich mich noch einmal um, lehnte meinen Kopf an die Thüre und sog ihre ganze Erscheinung in mich ein.

Im Vorzimmer traf ich auf die Wärterin. „Ich habe Lord Harry die Nachricht geschickt, hier ist die Antwort; er ist augenblicklich abgereist und holt die Schwester in die große Familiengruft,“ sagte sie.

Ich nickte stumm mit dem Kopfe.

In meinem Zimmer wartete mein Diener auf mich: „Packe meinen Koffer,“ sagte ich ihm leise.

Er dachte wohl, ich wollte Edith's Bruder entgegenreisen; ich dachte gar nichts, als: fort.

In einer halben Stunde war ich auf dem Bahnhofe, ich nahm den nächsten Zug, ich wollte nach Hause, in meine Heimath. Sechs Tage und sechs Nächte fuhr ich, denn ich nahm keinen direkten Weg, da kam ich in der Stadt an, die meinem Dorfe am nächsten gelegen. Mir war Alles fremd, das große Gasthaus, die groß gewordene Stadt, doch das Lärmen störte mich nicht, am wohlsten war mir auf der Eisenbahn gewesen, wo es immer rastlos, athemlos vorwärts ging.

Nach einigen Tagen wurden mir durch die Consulate Briefe zugestellt. Ich wollte sie anfangs uneröffnet zurückschicken, dann dachte ich, wozu? und öffnete sie. Harry schrieb mir einige förmliche Worte, um mir mitzutheilen, daß ich, laut Testament, der Erbe von Edith's Vermögen sei. Ich antwortete ihm umgehend, daß ich nichts annehmen würde, daß ich zu seinen Gunsten verzichte und daß es mir leid thäte, das Testament nicht gekannt zu haben, um es zu vernichten.

Er hat mir dann später noch einige Male geschrieben, mit dem tiefen Bedauern, daß er mich nicht kennen gelernt; er schuldigte sich bitter an, mich verkannt zu haben, bat und beschwor mich, zu ihnen zu ziehen, damit wir die Verlorene zusammen betrauern könnten, auch versuchte er mich zur Annahme des mir zustehenden Vermögens zu bewegen — ich aber habe ihm nie geantwortet. Nicht, daß ich ihm zürnte,

nein, nur konnte ich nicht an die Vergangenheit rühren. Zuletzt schrieb er mir, daß er ein Waisenhaus aus Edith's hinterlassenen Mitteln gegründet, das ihren und meinen Namen trüge. —

Ich habe nie mehr componirt, habe nur Unterricht ertheilt, um mir den Lebensunterhalt zu erwerben, habe nie mehr ein Leben in mir gespürt, außerhalb des mechanischen.

Im Traume sehe ich noch manchmal, aber wie ein fremdes Bild, das lichtblaue Zimmer und die weiße, blonde Frau, die noch fröhlich lächeln würde, hätten sich unsere Lebenswege nicht gekreuzt; aber wir waren ja Beide nicht daran schuld, es mußte so sein.

Hedwig's Tagebuch.

„Paris, Dezember 1860.

Heute endet das Jahr, das ich allein gelebt habe, morgen kommt Georg und holt sich meine Entscheidung. Ich habe gearbeitet, bis meine Augen nicht mehr wollten, ich habe viele Gemälde kopirt und mehrere eigne Compositionen vollendet; mein Lehrer staunt immer über so viel Fleiß und Ausdauer in einer Frau, die jung und wie er sagt, schön ist. Aber ich habe die Schuld des Lebens zahlen wollen; außerdem ist mir die Arbeit eine Freude und von morgen an lebe ich der Gegenwart, dem Augenblick, dem Glück. Wie oft ist es mir in diesem Jahr vorgekommen, als sei es ein Wahnsinn, daß ich ihm und mir ein ganzes Jahr an Glück willkürlich entziehe, aber ich habe immer die Sehnsucht, ihn zu mir zu rufen mit der Ueberlegung bezwungen: er soll mich ehren und achten, nicht nur lieben; und wenn ich das mir selbst gegebene Wort halte, muß er mich achten, obgleich ich ein anderes gebrochen. Es liegt eine wahrhaft verfühnende Kraft in der Entsagung, mög' sie die Zukunft verfühnlich machen.

Von meinem Manne habe ich stets dieselben unheilvollen Nachrichten, aber er kann lange leben, und da er Franzose ist, würde ich nur durch seinen Tod frei. Hätte ich gewußt, daß es der Keim der Krankheit war, der ihn so furchtbar schlecht machte, wäre ich milder gewesen? Gewiß, aber ich verzeih ihm diesen Betrug doch nicht.

Mit welchem Cynismus hat er es mir so bald nach unserer Hochzeit gesagt, daß er nur meine Stiefmutter liebe, mich nur geheirathet habe, um meines Vaters Argwohn zu ersticken. War ich wirklich schuldig, als ich darauf sein Haus verließ? Für die Welt war ich die ehebrecherische Frau, weil ich schwieg, weil ich zu verlezt war, um auf irgend Jemandes Urtheil Rücksicht zu nehmen, trotzdem sie da noch lebte, die liebe Kleine, für deren Zukunft ich hätte bedacht sein müssen. Sie hat allein mit mir in Georg's Häuschen, da unten am Meere gelebt; als sie starb, kam er und hat ihr die Augen zugeküßt, und dann haben wir uns wieder getrennt.

Wie kam es mir, wie kam es, daß ich noch einmal auf der Trennung bestehen mußte. War es der Wunsch ihm, der in den strengen Verhältnissen deutschen Rechtsbegriffes auferzogen, Gelegenheit zu geben, nach einmal zu prüfen, ob ich ihm Alles ersetze? Wir können nie in Deutschland leben, er muß sein Erbgut verlassen, unsere Heimath muß die Fremde werden, aber dort wie hier, nirgends kann ich seinen Namen tragen, überall wird unser Leben ein unvollkommenes sein, ihm wird das schwerer fallen, als mir, ich habe überall ein Heimathgefühl, wo ich etwas Schönes sehe. Er aber, er hängt an seinem Boden, er hängt an den Formen unseres Lebens oder rede ich es mir ein,

weil ich es gar nicht zu hoffen wage, daß er Alles in mir findet? Ich habe ja meine Arbeit als Künstlerin überall, er aber wird durch mich ein heimathloser Mann.

Paris, Ende Februar 1861.

Er kam, er kam mit der ganzen Fülle seines Seins und mir war, als hätte ich ihn noch nie gekannt. War er immer so merkwürdig intelligent, war er immer so fest und scharf im Urtheil, oder bin ich so viel gescheuter geworden, daß ich erst jetzt ihn ganz zu würdigen weiß?

Giebt es auf der weiten Welt eine zweite Liebe, die der feinen gleicht! Ich bin sein Kind, er scherzt mit mir, er moralisirt mich, und ich bin auch wie seine Mutter, so verehrt und achtet er mich. Kann ein Mann denn so viel Zartsinn in sich bergen? Wir sprechen nie über die Vergangenheit. Als er ankam, sagte er: „Hedwig, jetzt sind wir vereint, um uns nie mehr zu trennen, wir gehören einander.“ Weiter nichts. Mir ist lieb, daß wir über Alles schweigen, es ist unsrer würdiger, wir verstehen uns ja um so besser. Und er willfahrte meinem kleinen Aberglauben, unser erster Gang war in eine Kirche, und wir gingen Beide zur Beichte, und ich fühle mich jetzt wie getraut. —

Georg war ganz erstaunt über mein Talent, wie es sich so rasend schnell entwickelt hat, und doch wieder nicht erstaunt, er glaubt, ich vereine alle Vollkommenheiten. Er findet mich schöner geworden, er sagt, das Charakteristische meines Gesichts hat sich noch markirt das Bild von mir, das in seinem Zimmer auf Mollin hängt, meint er, sei von der Natur weit übertroffen worden.

Ich habe gemerkt, im Lauf des letzten Jahres, wie oft mir die Leute nachschauten; aber, ich brauche es Georg nicht zu sagen, wie achtlos ich dafür bin und immer war. Und doch frage ich mich oft, ob ich nicht merkwürdig zufrieden mit mir bin, habe ich wirklich genug gesühnt, daß ich mich der Welt entgegenstelle, darf ich jetzt glücklich sein? Wir sind diesen Monat in Paris geblieben und haben noch so viel vor zu sehen und zu hören, daß wir wohl noch einige Monate bleiben, dann, träume ich immer, geht es nach Nord-Italien.

Paris, März 1861.

Ich habe gestern meinen Vater im Theater gesehen. Er hat mich auch erkannt, ein Blick kältester Gleichgültigkeit glitt an mir vorüber; Georg reichte mir den Arm und wir verließen augenblicklich das Haus. Ich war leichenblaß und zitterte, er schaute mich sehr traurig an, fuhr mich nach Hause und ließ mich dann allein. Er that es aus Zartgefühl, aber ich hätte lieber mit ihm gesprochen, ich hätte ihm gesagt, daß nein, es wäre eine Unwahrheit gewesen, ich hätte ihm gesagt, daß ich ihn nicht mehr liebe, aber ich liebe ihn noch immer den Mann, vor dem ich auf den Knien lag, und der mich mitleidlos zur Thür wies, diesen Mann liebe ich noch immer, wie nur ein Kind seinen Vater lieben kann! Georg haßt ihn, Georg hätte ihn tödten wollen für das Leid, das er mir angethan, das furchtbare Leid, das er mir angethan, um einer Anderen gerecht zu werden.

Als ich meines Vaters Schlechtigkeit zuerst einsah, da bin ich zu meinem Vater gegangen und hab' ihm gesagt: „nimm mich in Dein Haus auf, ich will die Dienerin der

Frau sein, die Du zu meiner Mutter gemacht, aber rette mich aus der unwürdigen Lage, laß mich ein ehrliches, wenn auch unglückliches Leben führen; er aber sagte, daß er mich nicht mehr kennen würde, wenn ich je meines Mannes Haus verlasse. „Vater, rette mich, ich liebe einen Anderen!“ habe ich erwidert, wenn Du mich nicht in Dein Haus aufnimmst, gehe ich verloren,“ da hat er mich zur Thür geschleift und sie hat sich für immer hinter mir geschlossen. Ich war schwach und versuchte noch einmal, ob ich dem Vater meines Kindes verzeihen könnte, denn verloren gehen konnte ich nicht.

Georg hat später bitter gelacht, als ich es ihm sagte: Hedwig, entgegnete er, warst Du von Sinnen, glaubtest Du, er könnte je verzeihen, daß Du erfahren, wie schlecht seine Frau gegen Dich gehandelt? Mit einem Seelenleid suchtest Du Hülfe in dem Hause! dort existirt ja gar keine Seele, ja man ahnt nicht, daß es überhaupt in der Welt irgendwo eine Seele geben kann! Hättest Du geklagt, daß Du Dir nicht Pferd und Wagen halten kannst, hätte man Dich verstanden, Dir aber entgegnet: „was bist Du denn, daß Du die Annehmlichkeiten der Welt wünschst, die sind nur für uns.“

Georg hat immer Recht, daß ich damals zu meinem Vater ging, war sinnlos, er theilte es meinem Manne mit, und von da an, war alles unmöglich. Habe ich je gewünscht, daß ich mit ihm weiter gelebt hätte? Ja, als ich die Nachricht bekam, daß er geisteskrank sei; meine Stiefmutter streute aus, in Folge meines Verlassens, da habe ich gedacht, wenn ich so bald frei geworden wäre, legale Freiheit giebt es ja nie, hätte ich abwarten müssen, aber ich hatte kein Vertrauen mehr. Ich bin nicht schlau, ich habe immer alles im Leben so eingerichtet, daß es zu meinem Nachtheil ausschlug und

wie fast immer hatte ich mit Menschen zu thun, denen gegenüber ich geschickt und schlau hätte handeln müssen. Jetzt allerdings! Gott, welch Glück ist mir zu Theil geworden, zu Georg kann ich sein, wie ich bin, Georg gegenüber braucht man kein Verstellen, er ist die Wahrheit selbst. Das habe ich ihm auch gestern Abend gesagt, als er heimkehrte. Er hatte unterdeß in Erfahrung gebracht, wo mein Vater abgestiegen und daß er nur zwei Wochen hier ist; es ist keine Gefahr, daß wir ihm wieder begegnen.

Genua, Oktober 1861.

Wir sind den ganzen Sommer herumgereist, es ist eine Art Ruhelosigkeit über uns gekommen. Ueber uns? Nein, nur über Georg, ich wäre überall, wo wir waren, ewig geblieben, er aber wollte immer vorwärts, immer Neues. Nur wenn ich malte, war ihm wohl, dann saß er stundenlang und sah mir zu oder las mir auch manchmal vor. Wir haben angefangen die altitalienische Malkunst zu studiren, er sucht aus den Bibliotheken der Städte, die wir durchreisen, alles darauf Bezügliche zusammen, und dann machen wir uns Auszüge daraus. Auch haben wir wie die Schulkinder begonnen gründlich italienisch zu lernen. Wir leben sehr einfach, Mollin trägt keine großen Revenüen, aber wir haben Beide wenig Bedürfnisse. All unser Thun ist aber eine Spielerei für Georg, der an die tägliche Zwangsarbeit gewöhnt ist. Sollte er ehrgeizig sein? Sollte er, wie sein Ahn, einmal die Geschicke seines Landes leiten wollen? Er liest so viel Staatswissenschaft. Als ich ihn fragte, warum? sagte er, gerade weil es ihm so fern läge, interessire es ihn, er sei ja nicht einmal ein richtiger Staatsbürger, da er im Auslande lebe.

Rom, April 62.

Ich habe Georg lange beobachtet, er kann nicht ohne irgend eine Beschäftigung zufrieden leben. Er gehört zu den wahren Männern, und den wahren Männern ist die Arbeit Dreiviertel des Seins. Ich kann ihn nicht ausfüllen, meine Thätigkeit erschwert ihm im Gegentheil seinen gezwungenen Müßiggang. Ach, wäre er doch ein Künstler! Ich schlug ihm vor, Mollin zu verkaufen und sich in Frankreich anzusiedeln, aber ich vergaß, daß es ein Majorat ist, und dann sagt Georg, ganz und gar expatriiren wolle er sich nicht! Was hofft er? daß ich einmal frei werde, oder giebt es in seiner Familie Schwierigkeiten, die sich lösen könnten, und ohne die wir auch ohne das legale Band auf seinem Gute leben könnten? Ich habe ihn gebeten, den Sommer heimzukehren, er muß wegen militärischer Angelegenheiten so wie so auf zwei Monate nach Hause, ich warte irgendwo als seine vernünftige und geduldige Frau.

Bei Genua, August 62.

So ist es wirklich gekommen, ich bin schon zwei Monate allein und, nach dem gestrigen Brief von Georg, kann er vor Dezember kaum die ganze Erbschaftsangelegenheit in Ordnung gebracht haben; seine Mutter ist nämlich gestorben. Ihm ist es ebenso schwer wie mir, daß ich ihm in der trüben Zeit nicht zur Seite bin, aber ich würde ihm nur alles noch erschweren, mir scheint, er hat viele Unannehmlichkeiten meiner wegen. Sagen würde er es mir nicht, er hat nie eine Sylbe über seine Familie zu mir erwähnt, daraus aber schließe ich es gerade. Und kenne ich nicht den deutschen Sinn? Er setzt die Form oft über das Wesen; aber wenn

Georg auch Jahre lang fort bliebe, nichts könnte ihn mir abspenstig machen, wir gehören einander ganz und gar, das weiß ich, und darum extrage ich meine Einsamkeit so gut.

Keiner der Meinen weiß, wo ich bin, mein Bruder Hans muß jetzt schon erwachsen sein, ich habe ihn seit sechs Jahren nicht gesehen, und meine kleine Else! Ach, sie ist mir ferner, als wenn sie todt wäre, könnt' ich ihr doch je einen heißen Gruß der Liebe senden! Manchmal, manchmal bin ich sehr unglücklich, aber ich schreibe es Georg nie. Ich lebe von allen Menschen getrennt, ich fürchte, wer von meinen eigenthümlichen Lebensbeziehungen erführe, würde sich zurückziehen, darum nähere ich mich Keinem, und doch überkommt mich oft die Sehnsucht nach einer Frau, nach einer Freundin. Da sind hier zwei reizende Engländerinnen, ich schaue sie mit Freude an, und sie möchten gern mit mir bekannt werden, aber ich muß es vermeiden; es brächte ihnen Schwierigkeit und mir Leiden. Ich male jetzt auch Landschaften, und mir ist, als müßte ich schon eine Art Namen haben, da alle meine Bilder sich verkaufen. Oder ist Georg nur ein so guter Geschäftsmann? Ob ich jetzt, wo ich einen Sonnenuntergang male, und oft in die scheidende Sonne blicke, wohl durch sie so melancholisch bin? All die Bilder meiner Jugend erstehen mir vor Augen, sie war so sonnig, so lange meine Mutter lebte, und ich schien so zum Glück bestimmt. Und dann denke ich auch an meinen Kinderglauben, und wie ich fromm war und auf ein ewiges Leben hoffte, und wie es alles zerbrach und mein ganzer Jugendmuth damit, als mein Vater die Mutter sobald vergaß und jene Frau heirathete. Ich wußte damals zwar noch nicht, wie wenig gut sie war, aber da er zwei Frauen geliebt, war die Liebe nichts werth, und ich

weinte ihr nach, als meinem irdischen Ideal, und da der Vater zwei Frauen gehabt, konnte es kein ewiges Leben geben, durfte es kein ewiges Leben geben, damit meine Mutter das nie zu wissen brauchte, und so erstarb mein Glaube an die Ewigkeit. Und dann der an die menschliche Gerechtigkeit, und wäre nicht Georg gekommen, um mir das Glück zu offenbaren, hätte ich auch an der himmlischen Gerechtigkeit, die für mich nur Leid hatte, gezweifelt. Er aber kam, und so wird er wieder kommen und alle trüben Nebel verschweuchen.

Genua, Dezember 1862.

Er kommt noch nicht, er kann noch nicht, der liebe Mann! Ich habe einige schwere Tage gehabt: Georgs Schwester hat meine Adresse, Gott weiß woher, erfahren und hat mich mit Schmähungen überhäuft. Ihre Mutter ist mit einem Fluch gegen mich gestorben, weil ich ihr den einzigen Sohn geraubt, ihm dem Lande, seiner Zukunft entzogen. Was muß mein armer Georg gelitten haben! Seine Schwester beschwört mich, meine Sünde wieder gut zu machen, u. um der Hochzeit dieser Schwester beizuwohnen, muß ich ihn noch und er mich noch missen. Ich bin gar sehr allein, und ich darf mir nicht einmal den einzigen Trost der Frau, Kinder wünschen. — Namenlos, heimathlos, vaterlos würden sie sein! Würste ich nicht, daß Georg ohne mich nicht leben könnte, würde ich wohl manchmal daran denken, mein verlorenes Dasein zu enden. Die Arbeit hilft mir immer noch über Manches fort, aber nach dem Glück, das ich besessen, hat sie mehr Raum in mir auszufüllen. So viele Theile meiner Seele hat er erst geweckt, die ohne ihn immer geschlummert hätten. So

allein vertiefe ich mich wohl, aber ich werde immer unglücklicher.

Paris, März 63.

Ende Dezember kam er: „Endlich bin ich wieder zu Hause, endlich in den Glückshafen eingelaufen, nur bei Dir kann ich leben,“ das sagte er, und das fühlte er. Wir fiedelten gleich nach Paris über, ich konnte die Küste nicht mehr sehen, die mein trauriges Alleinsein mit erlebt, und nun habe ich zum ersten Mal einen Hausstand mit ihm, meinem geliebten Manne. Wir sind etwas günstiger pecuniär gestellt, darum mietheten wir eine kleine Wohnung, nahmen ein Köchin und ein Mädchen für das Haus, und ich gehe in meine kleine Küche und ordne an und habe dem freundlichen Mädchen ein Paar deutsche Lieblings Speisen meines Georg gelehrt. Ich hatte die glücklichen, kleinen Hausorgen ganz vergessen. Nun wir unser Heim haben, merken wir erst, wie sehr wir es vermißten. Wir sind so unendlich glücklich, wie wir Beide nie geglaubt haben, daß Menschen auf dieser Welt sein können. Und doch frage ich mich manchmal, wäre es nicht besser, wenn wir einmal von Allem, Allem offen zu einander redeten?

Paris, Oktober 63.

Georg hat Heimweh, jetzt weiß ich es, er war den ganzen Sommer nicht wohl, er sehnt sich nach der Arbeit. Und da habe ich beschlossen, es einmal kühn zu versuchen, der Welt die Stirn zu bieten; ich will mit ihm nach Mollin zurückkehren; sein Herz ist zu zerrissen, wenn er mich wieder verlassen muß, wenn er weiß, daß ich wieder so viel Tage, Wochen, Monate die Stunden bang zähle. Diesen Winter

soll er noch seine angefangene Arbeit beenden, sowie der Frühling kommt, wird seine Frau stolz mit ihm heimkehren.

Tags darauf.

Ich habe es ihm gesagt, daß ich kühn alle Demüthigungen und Schwierigkeiten ertragen will, ich wollte unter dem Titel einer Wirthschafterin in sein Haus kommen, davon will er aber nichts hören, als sein Gast soll ich dort wohnen. Er hat mich lange und gütig angesehen: „ich wage Dir noch nicht zu danken, ich fürchte, es wird nicht Wahrheit werden, kann solch eine holde Fee wirklich in das düstere Haus ihr lieblich Wesen tragen? soll solch leichter Tritt durch die langen Gänge wiederhallen?“ Er hält mich immer noch für eine Art überirdisches Wesen, ich habe ihm fest versprechen müssen, nie wieder den Fuß in die Küche zu setzen, er war empört, als er hörte, daß ich den Kochlöffel angerührt; er sah meine Finger ordentlich beängstigt an, ob sie nicht gelitten.

Mollin, März 1864.

Gestern gegen Abend bin ich auf Georg's Gut, also in mein Heim gekommen. Er war einige Wochen früher hin gereist und hatte mich dann abgeholt. Hat das Haus immer so ausgesehen, oder hat er es jetzt erst schleunig so herrichten lassen? Ich wage nicht, ihn zu fragen. Ueberall, in jedem Zimmer, Erinnerungen an mich, und viele meiner Bilder, die ich in weiter Ferne glaubte, schmücken sein altes Ahnenschloß, es ist wirklich, als sei ich in jedem Sinne die Herrin. Mir war unbezwinglich wehmüthig, als ich in's Thor einfuhr. Wie viele Bilder hatte ich mir vom Schlosse gemacht, wie hatte ich mir von jedem Erker erzählen lassen, wie kannte

ich die Bäume alle, Georg's liebe, alte Knabenerinnerungen, im großen Hof! Aber ich mußte meine Thränen bezwingen, der Inspector, die ganze Dienerschaft war da, um die fremde Dame zu begrüßen. War es eine Einbildung, daß sie höhnisch in ihrer Unterwürfigkeit waren? Mir war, als müßte ich zurück, als ich ihre Gesichter sah. Ist das mein Muth?

Georg führte mich die breite Eichtreppe hinauf in den ersten Stock, der mir zu seiner einen Hälfte eingerichtet ist. Wie hätte er es Alles so schnell beschaffen können, nein, er muß es längst für mich haben herrichten lassen! Erst eine ganze Flucht von Empfangszimmern, mit der soliden einfachen Eleganz, die wir so lieben, dann mein Atelier und hinter dem ein kleines Treibhaus, damit ich die südlichen Pflanzen nicht vermissen, aus dem geht es in mein Toiletten- und Schlafzimmer. Georg wohnt im Parterre; er zeigte mir, immer geleitet von der Wirthschafterin und dem Inspector auch alle seine Zimmer, dann die andere Hälfte des Schlosses, den großen Rüstsaal mit den Ahnenbildern.

Dort entließ er unsere Begleiter und dann, wie ein Knabe, überströmend vor Freudigkeit, stellte er mir alle seine Vorfahren vor, und mich immer und immer wieder umarmend, sagte er: „Sieh' selbst, Hedwig, Keiner hatte eine Frau wie ich, schau' sie alle an, meine Groß- und Urgroßmütter, so stolz wie Du hat keine in die Welt schauen können.“ Mir aber war das Herz zum Zerspringen, ich sah die lange kahle Wand, an der Georg's Nachkommen einmal hätten hängen sollen, und die immer kahl bleiben wird. —

Er dachte nicht daran, möge er es nie, oder mög' er nur daran denken, wie an eines der vielen Vorurtheile dieser Welt, mög' er sich sagen, daß ein Name mehr oder weniger

in der Unendlichkeit keine Bedeutung hat. Aber vielleicht stehe ich allein mit solchen Anschauungen. Ich habe das Menschheitliche erfaßt; wie ich keinen Nationalismus begreife, so auch keine anderen Vorurtheile. Im Schooß der Menschheit, immer Angesichts des Höchsten, habe ich das Glück gefunden.

Doch zu meinem ersten Abend in Mollin zurück, ich will mir die ganze Heiligkeit, die ich empfunden, fest einprägen. Es war schon spät, als man uns in dem großen Speisesaal das Essen servirte.

„Für gewöhnlich werden wir wo anders speisen, nur heute muß mein Schloß feierlich eingeweiht werden, muß meine Herrin durch ihren Athem alle Räume heiligen,“ sagte Georg.

So war es wirklich ein feierliches Mahl, das nur einmal durch einen allerdings vorübergehenden Schreck unterbrochen wurde. Durch die offene Gartenthür, der Abend war merkwürdig milde, und das Zimmer überheizt, stürzte aus dem Dunkeln plötzlich, wie gejagt, ein großer Jagdhund und sprang auf mich zu.

Georg wurde bleich vor Schreck: „schießt die Bestie augenblicklich nieder,“ schrie er dem Diener, der sie gepackt, zu, „was sucht sie auf meinem Gebiet.“ Ob es geschehen ist, weiß ich nicht; „die rohe Bande,“ murmelte Georg. Ich wollte ein Wort für das Thier einlegen, aber ich wage nie Georg's Befehlen zu widersprechen. Seine Augen wurden dann aber bald wieder klar, er ließ nur die Thüren zum Park schließen.

Die Wirthschafterin erwartete uns auf dem Gange, als wir im Begriff waren, in eins der Wohnzimmer oben zu

gehen: „Ist die gnädige Frau zufrieden gewesen?“ fragte sie. Georg schaute sie groß an und wollte eine abweisende Antwort geben, ich aber drückte leise seinen Arm und sagte: „So zufrieden, daß ich Ihnen ganz besonders danken wollte, man erkennt die gebildete Frau, die hier wirthschaftet, an Allem.“ Sie wollte mich in Verlegenheit setzen, dadurch, daß sie mich wie die Hausfrau fragte. Georg fühlt, daß eine gemeinsame Feindschaft alle seine Leute gegen mich verbindet, vielleicht weiß er sogar, daß Jemand dahinter steckt, ich aber thue, als bemerke ich es nicht. Oder wäre es besser, ich spräche mit ihm darüber? Ich frage mich das immer, aber die Gewohnheit, dem Andern alles unnöthige Peinliche zu ersparen, verhindert mich daran.

In unserem Wohnzimmer war es gar behaglich, wir saßen Beide vor dem Kamin, Georg sprach von seinen neuen Pflichten als Landrath. Er war schon einmal Landrath gewesen, trotz seiner verhältnißmäßigen Jugend, ehe er sich meinetwegen exilirte, er sprach von den vielen Mißbräuchen, die er auf dem Freistag abstellen müsse, plötzlich fuhr er mit der lieben Hand über seine Stirn und sagte: „Ist es möglich, daß Du hier bist!“ Und er legte sich auf den Teppich mir zu Füßen und rief: „Götter mein altes Schloß birgt Dich, das Ideal aller meiner Träume ist erfüllt.“

War es Müdigkeit, daß ich nur leise weinen konnte über seine leise Freudigkeit, oder ist es Borahnung?

Georg nahm mich dann bei der Hand und führte mich an mein Zimmer.

„Du weißt, Liebe,“ sagte er, „daß Dein Mädchen Louise ihr Zimmer ganz in Deiner Nähe hat? Diese Klingel führt zu ihr, diese zu Deinem Diener, zu mir, der direct unter

Dir schläft.“ Dann küßte er meine Stirn: „Merk Dir die Träume, Hedwig, Du weißt, sie sind wichtig, die Träume der ersten Nacht im eigenen Hause,“ und wir trennten uns.

Wir haben nie ein gemeinsames Zimmer gehabt, es widerstrebt meiner Natur, wir geben uns gegenseitig nur das Beste, was wir haben, wir sind zu einander nie, nicht innerlich und nicht äußerlich en Nègligé, die Stunden der Abspannung, der Unordnung kennt Keiner vom Anderen. Ich weiß, daß viele Leute glücklich sind, indem sie Alles mit einander theilen, und daß sie mein Vorgehen künstlich, unnatürlich finden würden, aber mein ganzes Leben ist so ausnahmsweise, und „Eines schickt sich nicht für Alle.“ Hat sich Georg mir gefügt, oder haben wir das seltene Glück, bis in die letzten Fibern des Ureigentlichsten mit einander übereinzustimmen? Jedenfalls ist er so, wie ich mir einen vollkommenen Mann gedacht; wir kennen von einander nur die guten Seiten, er hat wohl auch gar keine anderen; wir sind eine Muster-Ehe, ohne eine zu sein. Das ist das Merkwürdige unserer Zuneigung, sie war von Anfang an die ruhige, heilige Liebe, die Liebe, die ohne Ehe nicht existiren kann, und gerade uns wurde die äußere Form versagt. —

Gestern Abend aber, als ich allein war in meinen Gemächern und wußte, daß in der ganzen, großen Etage des Schlosses kein Anderer, außer mir und meinem französischen Mädchen war, überkam mich ein Schauer. Ich war ja nur flüchtig durch die Zimmer gegangen. Louise hatte meine nöthigsten Toiletensachen ausgepackt und war dann mich erwartend eingeschlafen. Sie lag auf ihrem Bette, ich schaute in ihr Zimmer hinein, hatte aber nicht das Herz, sie zu wecken und kehrte in mein Schlafgemach zurück. Es erschien

mir sehr unheimlich; dunkelroth war es ausgeschlagen, die Bettvorhänge, die schweren seidenen Portieren, alles hing so feierlich herunter. Ich schloß mich ein, und wie ich auf das große Bett schaute, mußte ich an den Roman von Willie Collins denken, in dem eine Frau vom Nebenzimmer aus ermordet werden soll, indem man die Tapete löst und die Steine herausnimmt. Da, da hörte auch ich plötzlich ein Geräusch, wie wenn man Mörtel löst. Ich fuhr zusammen, ich machte mir bittere Vorwürfe über meine Einbildung; nein, nein, da war das Geräusch wieder, aber ganz deutlich diesmal, wie wenn man an der Tapete kratzte. Was konnte es sein? Mir fiel der Hund ein und beängstigte mich; nein, es war kein Irrthum, ich fühlte zu deutlich, daß etwas mir Feindliches in der Nähe sein. Ich durchflog das Zimmer mit dem Blick, hier konnte nichts sein, das Bett mit seinem Holzgestell ging bis zur Erde, die Schränke waren im Toilettezimmer, ich ging an das Fenster, der große Hof lag schweigsam da, mein Zimmer war viel zu hoch, als daß man von Außen hinein kommen konnte, es mußte meine Einbildung sein, und darum mußte ich sie überwinden. Da war die Klingel, die zu Georg führte, sollte ich schwach sein und um mich zu beruhigen, ihn wecken? Ich war noch immer angezogen und starrte auf die Thür, die in den kleinen Corridor führt, der Louise's Stube mit der meinigen verbindet. Ich irrte mich nicht, die Klinke bewegte sich, man versuchte sie aufzumachen.

„Sind Sie es Louise?“ rief ich beherzt.

„Mach' auf,“ rief Jemand mit verstellter tiefer Stimme.

Im Begriff aufzumachen, denn ich bin nicht feiger Natur, überkam mich wieder das Gefühl, als sei etwas Feindseliges

in meiner Nähe, denn ich wurde eisefalt, und so zog ich fast mechanisch an der Klingel, die in Georg's Schlafzimmer führt. Ich horchte, sie gab nicht an, ich zog noch einmal und zum dritten Male, ohne das geringste Läuten zu hören, als ich vor der andern Thür, die bekannte, liebe Stimme, „Hedwig“ flüstern hörte. Mit der Sicherheit, die mir der Laut gab, überkam mich wieder die Ueberlegung; an der Tapententhür wurde jetzt gepocht, mir schien sogar gesagt, ich öffnete leise die entgegengesetzte; Georg noch vollständig angekleidet, mit brennendem Licht stand da. Ich drückte ihm den Finger auf den Mund und zog ihn zurück, in mein Boudoir, wo ich ihm, schwer Athem holend sagte, daß Jemand an der Corridorthür Einlaß begehre, kaum hatte Georg dies vernommen, als er eiligst der Thür zuschritt. „Bleib' hier!“ rief er mir befehlend zu, ich aber folgte soweit, um ihn im Auge zu behalten. Er riß die Thür auf und mit einem Aufschrei huschte eine Gestalt, die ich nicht erkannte, davon. Georg bebte vor Zorn: „Ich kenne diese rohen Späße!“ flüsterte er. „Es ist meine Schwester Lucie sie ist die kleine Treppe zu ihrer alten Amme heraufgelaufen. Morgen aber jage ich sie und alle Leute aus dem Hause.“

„Das kannst Du nicht mein geliebter Mann,“ unterbrach ich, „es sind alte Dienstboten des Hauses, sie werden sich an mich gewöhnen.“

„Ja wenn nicht Melanie hinter Allen steckte. Hedwig, Du hast keine Vorstellung von den Mitteln, die Melanie anwenden könnte, sie ist ganz seelenroh und ungebildet; schon als Kind quälte sie ihre Erzieherinnen halb todt, sie hatte einmal sieben innerhalb eines Jahres. Keine hielt es bei

ihr aus. Wie sie erwachsen war, kam die Coquetterie zu ihrer Unbildung, und ihr Dünkel ist haarsträubend.“

„Was haben sie aber eigentlich gegen mich?“

„Ich weiß es nicht,“ sagte Georg ausweichend, „vielleicht Neid, weil sie gehört, Du seiest so schön!“

„Kennt sie denn gar kein Mitleid?“

„Mitleid! hat Dein Vaterhaus Mitleid gekannt! Die Menschen sind ja zum größten Theil rohe Thiere.“

Mollin, Juli 1864.

Ich habe den großen Preis für mein letztes Bild in der Ausstellung bekommen. Es ist das Bild, an dem ich das ganze vorige Jahr gearbeitet habe. Es heißt l'abandonnée. Uebersetzt „die Verlassene“ es ganz? Nein, verlassen kann auch eine Waise sein; abandonnée nur eine Frau. Es ist an der Küste bei Genua entstanden; nicht daß ich mich verlassen fühlte, nein, ich verstand nur, wie man sich fühlen müsse. Vielleicht bildet man sich das auch nur ein, und die Realität ist noch tausendmal schlimmer. Meine Abandonnée sitzt allein am Meer und schaut in den Sonnenuntergang, sie bemerkt nicht die Bewunderung, die sie in den Gruppen von Spaziergängern, welche sie von fern beobachten, hervorruft, denn sie ist für diese Welt erstorben; sie möchte fassen, was es außerhalb derselben giebt und sieht nichts, als Vergänglichkeit. Mein Gott, welche Tiefe der Verzweiflung kann es geben, und ich habe mich veründigt und manchmal gedacht, ich sei auch verzweifelt. Ich wollte es eigentlich nicht aufschreiben, um es nicht zu fixiren, aber da ich es doch nicht vergesse! Wie ist es möglich, daß ich die Reihe kleiner Kränkungen, die mir täglich widerfahren, nicht verwinde,

wie ist es möglich, daß sie mich schmerzen! Georg gegenüber bin ich noch standhaft, ich habe ihm nie geklagt, ich habe kein Wort gesagt. Er ist sehr beschäftigt, er hat seinen Inspector entlassen müssen und ist nun bald nach Sonnenaufgang schon auf dem Felde. Ich möchte so schrecklich gern einmal mit ihm und wage doch nicht, ihn darum zu bitten. So stehe ich aber auch früh auf und male mit all' meiner Sehnsucht nach ihm. Mir scheint, ich schlage eine ganz krankhafte Richtung ein. — Ist es der nordische Sommer mit seiner unfaßbaren Schönheit, der mir das Herz so ganz besonders schwer gemacht hat? Ach, der schöne Wald! Georg hat mir eine Hängematte zwischen die Buchen im Walde gehängt, und da lesen wir zusammen, bis er, auf dem Gras gelagert, einschläft. Und dann schaue ich ihn an und sehe, wie er die Brauen zusammenzieht und wie zwei kleine Falten, die ich an ihm in Paris noch nicht kannte, um seinen Mund gekommen sind, und dann schaue ich hinauf, wo mir das Blättergewoge den Himmel verdeckt, und ich sein leises Blau nur ahne, und in der Stille des Waldes kommt über mich die ganze Macht der ewigen Liebe, die in der Ent-sagung besteht. Ent-sagung heißt Tod, heißt es auch Tod für ihn? Hab' ich einmal die Gewißheit, das Ent-sagen für ihn nicht Sterben ist, dann werde ich die Kraft des Handelns fühlen.

Meine ganze Schwäche kommt aus der Träumerei, ich bin nämlich merkwürdig schwach geworden.

Neulich saß ich allein unter den Buchen, Georg war über Land gefahren, da höre ich es durch das Gebüsch knistern und ein Paar Hunde kamen heraus gesprungen, denen ein junger Forstmann folgte. Er war so überrascht,

daß er starr stehen blieb und mich mit seinen Blicken verschlang.

„Bin ich denn etwas so Furchtbares, Herr Williges“, (ich hatte seinen Namen von Georg gehört), fragte ich ihn, mich als Gutsherrin fühlend, freundlich lächelnd.

„Ja, etwas Furchtbares an Schönheit“ sagte er, trat etwas dreist auf mich zu und setzte sich neben mich auf das Gras.

Ich stand auf. „Sie scheinen sich in Extremen zu gefallen,“ sagte ich, vielleicht unverständiger Weise beleidigt.

„Pardon, ich hatte Ihre Anrede falsch verstanden, ich irre mich doch nicht, wenn ich in Ihnen die liebenswürdige Dame erkannt zu haben glaube, die so gefällig Herrn von Erlig's Einsamkeit versüßt?“

Ich würdigte ihn keines Blickes und wandte mich dem Parke zu. Mein Gott! was muß man ihm gesagt haben, daß er mich, die ich doch sonst in Erscheinung imponirte, wie eine Frau von der Straße zu behandeln wagte! Ich kämpfte lange mit mir, ob ich es Georg sagen sollte, aber ich habe es nicht gethan, eine Frau muß sich selber Achtung zu verschaffen wissen. Neulich, wie ich am Gesindezimmer vorbei ging, sagte die Wirthschafterin so laut, daß ich es hören mußte, zu einem Diener: „Allerdings, seitdem der Herr mit so einem guten Beispiele vorangeht, kann ich mich über die Amoralität des Gesindes nicht mehr wundern.“

„Das ist die französische Mamsell!“ flüstert es deutlich genug, wenn ich durch den Hof gehe oder reite. Georg hat viele Diensthboten entlassen, obgleich ich ihn gebeten, es nicht zu thun, aber die neuen müssen wieder direct von Melanie bestochen sein, ihres Mannes Gut grenzt ja an

Mollin. Es müssen Geldinteressen bei ihr im Spiele sein — sonst würde die Feindschaft wohl nicht so lange anhalten. Ich kenne die Klausel nicht, die besteht, für den Fall, daß Georg ohne Kinder sterben sollte, ich glaube, das Majorat ginge an entfernte Verwandte und auch den Schwestern ginge die Rente verloren, — aber ich kann ihn nicht darnach fragen. Wollen sie mich nur von Mollin fort haben, oder wollen sie mir Georg entreißen? Ich habe Lucien aus dem Hause vertrieben, werden sie sagen, aber würde sie Georg je das sein, was ich ihm bin? Und dann, warum kann sie nicht im Hause leben, ich würde sie schon lehren mich zu lieben. Ist die eigene Familie denn immer Eines ärgster Feind?

Mollin, August 64.

Mir ist merkwürdig schwül hier im Hause, aber ich arbeite viel. Mein Gott, wenn seine und meine Familie uns nicht verfolgt hätte, wie ruhig könnten wir leben; hätten sie uns gedeckt, hätte Keiner je erfahren, daß ich nicht Georg's Namen tragen kann. Gestern saßen Georg und ich nach Tisch, (wir essen jetzt schon um 4, Anfangs hatten wir unsere ausländische Sitte um 7 Uhr beibehalten) auf der Terrasse und freuten uns des herrlichen Nachmittags, als sich Herr Williges bei mir melden ließ. Georg schaute mich erstaunt an: „Kennst Du ihn?“

„Ja, er hat mich einmal im Walde angerebet, bitte, ich möchte, daß er käme!“

Er wurde auf die Terrasse geführt und machte eine Verbeugung vor mir, die ich kaum erwiderte: „Gnädige Frau,“ sagte er, „ich bitte Sie, mir vor Herrn von Erlig zu ge-

statten, Sie um Verzeihung zu bitten, für eine unwürdige Beleidigung, die ich Ihnen zugefügt!"

„Ich wüßte nicht, Herr Williges, womit Sie Frau Lamière hätten beleidigen können?“ sagte Georg, indem er aufstand und den jungen Mann mit Blicken maß.

„Mein Gott, muß denn aus Allem, mit dem ich zu thun habe, ein Unglück entstehen!“ Der Gedanke erstickte mich fast, aber wie instinctiv trieb mich das Gefühl schnell eingreifen zu müssen zu den Worten: „Ein Irrthum war so leicht möglich, Herr Williges hielt mich für eine Zeichenlehrerin und glaubte, ich fühle mich beleidigt, daß mein Renommée als Malerin noch nicht bis in das Forsthaus gedrungen ist. Zur Strafe werde ich Sie einmal in mein Atelier führen.“ Der junge Mensch war so ungeschickt, daß er nichts zu erwidern wußte, ich glaube sogar, er war unfein genug, noch einmal auf seine Entschuldigung zurückkommen zu wollen, aber Georg war irre geleitet und sprach ein Paar freundliche Worte, mit denen er ihn dann verabschiedete. Er hat eine köstliche Art, Leute zu entlassen, wie ein Pascha!

Mollin, Oktober 64.

Die Fluth schwillt an, ich fühle sie beängstigend immer höher und höher steigen — und ich weiß es jetzt, sie wird mich ertränken. Gestern arbeitete ich in meinem Atelier, Georg war unten beschäftigt, als ich plötzlich zwei Damen vor mir stehen sehe. Die eine war sehr schlank, hellblond, mit einem Aneiser und einem impertinenten Ausdruck im Gesicht, die andere war Melanie, Georg's Schwester, ich erkannte sie gleich an der Ähnlichkeit. Ich mußte wohl sehr tief in meine Gedanken versunken gewesen sein, daß ich

ihr Kommen nicht gehört hatte. Sie blieben, mich starr fixirend, stehen, ich faßte mich bald und fragte: „Was verschafft mir die unerwartete Ehre?“

„Meines Bruders Verzweiflung hat mich vermocht, meine gerechtfertigte Reserve so weit zu überwinden“ . . .

„Gnädige Frau“ sagte ich, auf sie zutretend, „verlassen Sie augenblicklich mein Zimmer, hier bin ich Herrin.“

„Aber nicht mehr auf lange,“ fiel die Blondine ein, „Melanie! also dies ist meine Vorgängerin!“ und damit brach sie in ein höhnisches Gelächter aus.

Ich wandte mich um und ging zur Thür. „Sie wollen also nicht einmal hören“ rief mir Melanie nach, „was Sie für Unglück angerichtet? Mein Bruder hat sich an mich gewandt, da er Ihre Zornausbrüche fürchtet.“

„Sie lügen!“ rief ich meiner selbst kaum mächtig, dann setzte ich mich jedoch ruhig hin und klingelte. Louise erschien. „Reißen Sie den Damen Gesellschaft, zeigen Sie ihnen das Schloß, falls das ihr Begehrt ist, jedenfalls begleiten Sie dieselben, bis sie das Schloß verlassen.“ Es war weder geistreich noch schlau, was ich that, ich wußte mir aber keinen Rath und ging, aufgeregt wie ich war, hinunter zu Georg, schloß die Thür hinter mir zu und warf mich weinend auf das Sopha.

„Was ist geschehen, um Gottes Willen!“ fragte er etwas rauh.

„Das hättest Du mir ersparen müssen,“ sagte ich außer mir, „daß mich Melanie hier, in Deinem Hause beleidigt.“

„Mein Gott, ich erspare Dir so unendlich viel, wovon Du eben keine Ahnung hast,“ sagte er bitter lächelnd. „Doch wo ist Melanie?“

„Oben, in meinem Zimmer, mit einer Dame, die sich meine Nachfolgerin nennt!“ weinte ich fassungslos weiter.

Georg stand auf.

„Nein, nein! bleib hier,“ rief ich, „ich kann Dich jetzt nicht missen.“

Es war eine ungeduldige Bewegung, die ich an ihm nicht kannte, mit der er sich neben mich setzte. Sie gab mir meine Selbstherrschaft wieder.

„Georg,“ sagte ich ruhiger, ihn fest anschauend, „was bedeutet das Alles? Sie sagt, sie käme in Deinem Namen, was will sie von mir?“

„Es handelt sich augenblicklich garnicht um Dich,“ sagte er, „ich habe meine Entlassung als Landrath geben müssen, ich bin bei den Wahlen durchgefallen, Alles das wollte sie Dir wohl sagen, da sie mit Recht voraussetzte, daß ich es Dir nicht mitgetheilt?“

„Wahrscheinlich!“ sagte ich, mit erzwungener Ruhe, denn das Herz erstarrte mir bei der Art, mit welcher Georg zu mir sprach.

„Ich hatte der Wahlen wegen öfters mit Graf Alstern verkehrt, die Blondine, die Du gesehen, ist dessen einzige Tochter.“

„Mein Gott, das klärt sich ja Alles sehr natürlich auf, Georg“, sagte ich scheinbar ruhig, „verzeih, daß ich Dir diese Scene gemacht.“ Dann überkam mich das Leid über seine Enttäuschung. „Ist Dir das Alles sehr schwer, mein einziger Mann?“

„Nein, nicht mehr! Ich habe mir klar gemacht, daß es Unrecht war, zu hoffen, ich bin eben ein Mann, der nicht in's öffentliche Leben gehört, da er dem Privatleben Alles

geopfert.“ — „Mit Recht,“ fügte er hinzu, gezwungen lächelnd.

Ich wandte mich schweigend ab. Wie ich die kleine Wendeltreppe hinauf kam, weiß ich nicht. Ich ging in mein Schlafzimmer, mit dem bedrückenden Roth und schloß mich ein. Dann legte ich mich langsam, ganz langsam auf mein Bett und hielt mir die Augen mit den Händen zu.

„Es kommt nicht auf Dich an,“ hatte er gesagt. Hatte er es schon lange gedacht, und ich es erst jetzt gehört? L'abandonnée, l'abandonnée, fauste es in meinen Ohren, und ich verlor das Bewußtsein.

Mich weckte ein heftiger Regen, der stürmisch gegen mein Fenster schlug. Ich sprang auf und schaute hinaus. So blattleer war die große Linde in einigen Stunden geworden, so schwer hingen ihre Aeste vom Sturm gepeitscht hernieder? Lichtlos war der Himmel. Ich aber, ich war nicht wie sie nur eine Erscheinungsform, nein, war der Himmel meines persönlichen Lebens auch von dieser Stunde ab jedes Lichtes bar, so war ich doch Künstlerin, so war doch das unpersonliche Leben meines Schaffens noch voll des herrlichsten Farbenreizes. Es war die Mittagsstunde. Ich klingelte und ließ mir starken Wein bringen, ich wußte, ohne den geringsten Plan gefaßt zu haben, daß dies mein letzter Abend in Mollin sein würde; er sollte tapfer durchgemacht werden. Dann ließ ich mich ankleiden.

Georg erstaunte, als er mich in dem schaurigen Wetter, so hell gekleidet in's Zimmer treten sah, aber er sagte nichts, auch nicht als er meine glühende Hand erfaßte. Ich sprach wie im Fieber, ich zerstreute, ich amüfirte ihn. Er war ganz bezaubert, als wir von Tisch aufstanden; ich hatte mich selbst

betäubt durch meine Lebhaftigkeit, nur hin und wieder durchdrang mich mit Eiseshauch die Gewißheit meines Unglücks.

„Wie schade,“ sagte Georg, „daß ich heute Abend ein rendez-vous mit einem Rechtsanwalt in Berlin habe und mit dem 6 Uhr Zug fort muß. Aber ich finde meine Fee morgen ebenso rosig wieder.“

Ich erschrak so, daß ich fast zusammenbrach; der Himmel selbst schien durch seine Zufälle meinen Plan zu begünstigen. Ich klammerte mich an Georg, ich wußte ja, daß ich mich trennen mußte, und doch hoffte ich noch, glaubte ich noch, es wäre nicht möglich.

Nur „Georg“ konnte ich sagen, „mein Georg.“ Er sah mich einen Augenblick innig an, ging eine Ahnung in ihm auf, daß ich litt? Dann sah er nach der Uhr.

„Es ist die höchste Zeit!“ Er küßte mich zwei Mal; „auf Wiedersehen!“ rief er noch und verschwand.

Als ich allein war, überkam mich meine ganze Schwäche, und mit der Feigheit, mit der man sich ein Leid, selbst auf Kosten der Wahrheit ersparen möchte, sagte ich mir: „Ich kann ja seinetwegen nicht fort, er kann auch nicht leben ohne mich.“ Dann aber machte ich es mir klar, wie oft, wie schrecklich oft mir in diesen letzten Monaten die Ahnung gekommen, daß ich eine Bürde für sein Leben bin, daß ich mich nie und nimmer in sein Dasein einfügen kann, und daß ihm kein Lebensglück den Mangel ernster Lebenspflichten, an denen er hängt, ersetzen kann. Würde ich nicht höher von ihm denken, wenn ihm das Glück eines Menschenleben wahr und voll gleichwichtig wäre, mit dem äußeren Erfolge, um den er trauert? Ist es der Anflug von Bitterkeit, den der heutige Tag mir gegeben, der mich überhaupt aufrecht erhält? Ich

kann nicht mehr schreiben, wenn ich das Buch wieder öffne, dann triumphiren meine Feinde umsonst, dann fühle ich mein Leid nicht mehr, dann habe ich aufgehört mit Herzensbanden an dieser Welt zu hängen.

Paris, Ende Dezember 64.

Wie vermessen ich war, Gott hat meine Ueberhebung gestraft! Ich wollte Künstlerin sein, und gehe an der Wunde, die mir als Frau geschlagen, zu Grundel!

Wenn ich diesen Winter noch überdaure, den nächsten gewiß nicht; wie mild und gütig der Himmel ist, er hat mir, die jedes Allmälige liebt, den langsamen, allmäligen Tod bescheert.

Ich kann es nicht fassen, daß erst zwei Monate vergangen sind, seit ich in Mollin an Georgs Tisch saß und in die veilschenblauen Augen schauen konnte. Aus Sehnsucht nach diesen Augen sterbe ich, die Aerzte mögen es auf eine franke Lunge schieben, ich weiß es besser. Wie habe ich damals nur die Kraft gefunden? Die Nothwendigkeit muß sie mir gegeben haben. Es kam so Vieles zusammen. Trotz meiner Entschlüsse wäre ich wohl nicht gegangen, hätte mich nicht der Himmel selbst dazu getrieben, denn gerade in der Nacht, als ich mit meiner Liebe und meinem Stolze rang, kam die telegraphische Nachricht, daß mein Gatte, fast im Verscheiden, aber bei völlig klarem Bewußtsein, nach mir verlangte. Oft hatte ich an diese Möglichkeit gedacht, oft mit Georg davon gesprochen, daß ich einem solchen Rufe nie Folge leisten würde, doch da, als er wirklich kam, war mir, als sei kein Zögern möglich. Ich ging herab in Georgs Zimmer, setzte ihm brieflich alle die Gründe für meine Ueberriedelung nach Paris auseinander, sagte ihm, ich sähe mich

so lange ich lebte als seine Frau an, aber mit 2 Monaten jährlich, die er mit mir zubrächte, wollte ich glücklich und zufrieden sein, — und ich weinte und küßte sein Bild und drückte ihm heißer als je mündlich, dort schriftlich meine ganze Liebe aus. Es war fast Morgen, als ich den Brief beendet hatte, ich suchte nach einem Couvert für mein langes, langes Schreiben, ich fand es nicht gleich, aber oben auf in einem Schubfach lag Georg's Tagebuch. Ich kannte es, er ließ es mich alle Jahre einmal lesen, es war eines meiner Weihnachtsgeschenke; ich wollte auch da hinein ein liebes Wort schreiben, als ich von vergangenem Tage datirt, Folgendes las:

„Mein Leben wird immer öder, ich fühle mich dem ewigen Nichts ganz nahe, liebeleer bin ich durch diese Welt gegangen, spurlos werde ich sie verlassen müssen. Melanie beschwor mich heute auf ihren Knien, ein ander Leben zu beginnen. Graf A stern bietet mir seine Tochter fast täglich an, wenn ich je heirathen sollte, würde ich aber nur an die kleine Advokatentochter in Berlin denken. Aber ich denke nicht daran, ich kann keinem Thier ein Leid anthun, geschweige denn der besten Frau dieser Welt.“

Mir erstarb der Athem, mir erstarbte das Blut. Schon das Factum allein, daß er mit Melanie Verkehr unterhielt, hätte mich entsetzt, was er da noch geschrieben, erschien mir nun, wie der schlimmste Verrath. Ich habe es mit der Zeit in einem anderen Licht ansehen gelernt, seitdem ich weiß, daß ich sterbe, erscheint mir das Alles sogar natürlich, ich begreife nicht, wie ich im ersten Moment nur daran dachte, mich zu rächen. Ich schrieb ihm darum nur einige Worte, nachdem ich den langen Brief verbrannt, ich sei zu meinem Gatten, der genesen sei, und mit dem ich seit geraumer Zeit in schrift-

licher Beziehung gestanden, zurückgekehrt. Das Tagebuchblatt schnitt ich aus und steckte es ein, dann ging ich mit irren Blicken durch alle Zimmer des Schlosses. Ich sah nichts, ich wollte nur überall noch einmal gewesen sein, ich küßte Georg's Kopffissen und murmelte „Lebewohl.“ Dann benachrichtigte ich Louise, daß ich telegraphisch nach Paris gerufen sei, sie möge packen und packen lassen, Wagen bestellen und Alles vorbereiten, mich aber erst im letzten Augenblick rufen. Für alle meine mir nachzusendenden Malsachen gab ich eine Pariser Adresse an, dann legte ich mich in ein unbewohntes Zimmer, wohin Niemand zu kommen brauchte, hüllte mich in meinen Reise-Pelz und erwartete thränenlos, schlaflos und gedankenlos die Stunde der Abfahrt. Solche Dual kann ich nie mehr empfinden, es war schwerer, als alle Todesqual, darum bangt mir vor nichts mehr! —

Ich kam zu spät nach Paris, mein Gatte war gestorben, und der Jahre lang ersehnte Augenblick der Freiheit war gekommen. Nun war ich frei! Die Bitterkeit, die dieses Wort barg! Durch ein Testament, das ich, wenn die Noth mich nicht zwänge, nicht anerkennen würde, ist mir ein kleines Vermögen zugefallen. Mich rührte meines Gatten Gedenken; allerdings hatte man ihm einst, als er bei klarem Bewußtsein war, gesagt, ich ernähre mich durch meiner Hände Arbeit, was ja nur theilweis wahr gewesen ist, und seitdem strebte er dahin, es möglich zu machen, mir einen Unterhalt zuzusichern. Und doch war er von Herzen ein böser Mann, er hätte einem hungrigen Menschen ein Stück Brot fortnehmen können, nicht um es selbst zu essen, nein, um es vor dessen Augen in's Wasser zu werfen. Aber periodisch kannte er auch Weichheit, — — er war eben krank.

Bis Paris hatte ich mich aufrecht erhalten, dann, als ich erfuhr, daß auch hier Alles vorbei sei, brach ich zusammen. Nicht eine heftige Krankheit, nein, eine langsame, schleichende, die mir das Mark auszehrte und mir das Gehirn betäubte, bemächtigte sich meiner. Ich war ganz wirr in meinen Gedanken, bis vor acht Tagen, so daß ich Louise oft fragte, wo denn Georg sei, worauf sie immer in Thränen ausbrach, denn sie hängt an mir, wie an einer Schwester. Auch nach der Advokantentocher habe ich sie einmal gefragt, und ob Georg schon verlobt sei?

Jetzt, wo ich so viel besser bin, möchte sie mich immer fragen, das sehe ich ihr an, aber daß sie es doch nicht wagt, dafür bin ich ihr dankbar. Wir haben eine kahle Wohnung, mir scheint die sonst geliebte Stadt erstorben, trotz ihres Lebens. Ich kann aber auch nichts ansehen, nichts thun, ja keinen Gedanken fassen, ohne an Georg erinnert zu werden. Er war mein Leben geworden, Alles hat nur Sinn in Bezug auf ihn, Alles ist mit ihm verknüpft, er hatte mein ganzes Sein durchdrungen. Darum kann ich ja nicht genesen, weil ich mich nicht von ihm befreien kann. Selbst die Malerei lockt mich nicht mehr, ich sehe mein angefangenes Bild, meinen Malkasten verstauben, mir thut es fast leid, daß ich schon etwas geleistet, daß mich etwas überleben soll. Warum muß ich eigentlich so jämmerlich zu Grunde gehen? Habe ich so viel gesündigt, daß ich so viel büßen muß? Denn welch harte Buße ist die verzehrende Sehnsucht nach Georg. Nicht meine heimathlose Einsamkeit, nein, die wäre leicht zu bannen, wäre mein Geist frei. Götter! giebt es eine furchtbarere Strafe als die Liebe, giebt es ein höheres Glück als die Gleichgültigkeit!? Die Liebe lähmt jede Fieber, sie er-

tödtet jede Spannkraft, sie mordet, schmerzhaft und sicher, nach und nach.

Sie ist der Rainsfluch der Menschheit, das zerstörende Element, das in tausendfachen Formen die Sterblichen zu Tode heßt. Ein Funken der Gottheit hat man sie genannt, sie ist aber nicht nur ein Funken der Hölle, sie ist die Hölle selbst! Und auch ich habe einmal an die Göttlichkeit der Liebe geglaubt!

Welch' Glück, daß mein süßes Kind starb, daß das Unglück dieser Welt sich nicht stets von Neuem in jeder Form zu wiederholen braucht. Die eine der unendlichen Formen des Leidens erstirbt mit mir, das ist mein Trost.

März, 1865.

Es ist Frühling geworden, ich habe ihn langsam kommen sehen, in meinen Gedanken über den Park von Mollin. Ich habe den Duft des Lenzes eingesogen wie süßes Gift, aber er hat mich doch erstarrt.

Ich habe angefangen zu arbeiten, habe alte Freunde aufgesucht, der gesellschaftliche Bann ist ja von mir genommen, ich bin eine Wittwe; ich habe mich bedauern lassen und habe lächelnd alles Kopfschütteln über die Veränderung, die mit mir vorgegangen, ertragen.

Aus Deutschland habe ich nichts gehört; er wird es nicht erfahren, so lange ich lebe, daß ich frei bin. Er ist nur wahr und loyal gewesen, als er die Trennung geduldet, denn sein Herz gehörte nicht mehr mir, er nahm meine Hand und dachte an eine andere, er sah mir in's Auge und träumte von einem anderen, er hätte mich erniedrigt durch den Schein

einer Liebe, die er nicht mehr fühlte. Und nach wiederum einigen Jahren wird sein Herz heißer schlagen beim Nahen einer Dritten, denn nichts schützt vor dem Unglück, nicht Schönheit, nicht Geist, nicht Talent und nicht Güte, und keine Einhaltung äußerer Form, wird das heiße Sehnen, das die Liebe ihm giebt, in ihm ersticken. Derselbe Mann, der den Inbegriff seines Lebens in mir sah, saugt jetzt, ebenso wahr, ein neues Leben aus einer Anderen; darum darf ich nicht mehr für ihn sein, und darum sträube ich mich, meines Arztes Vorschrift zu erfüllen und nach Ems zu gehen, obgleich Georg gewiß doch nichts von mir hörte. Aber wie soll ich an dem Rhein vorüber, von dem jede Welle eine Erinnerung trägt! Ach, nicht aus der Welt, aus mir selbst vor Allem müßte ich heraus, um dem Leid zu entgehen. Und wozu ihm entgehen? Um zu sterben? Oft wenn ich so Abends mich langsam zur Ruhe lege, und mein inneres Auge getrübt ist von dem Druck auf meiner Seele, denn ich sehe sein Bild nie mehr vor mir, frage ich mich, warum ich es nicht ende! Es muß eine instinctive Scheu vor dem Unästhetischen des Selbstmordes sein, — und dann hege ich noch die eine Hoffnung, so stark zu werden, um in die ferne Fremde zu gehen und dort angesichts des ewigen Meeres oder des ewigen Schnees zu sterben. Habe ich nicht das Recht solcher Fantastereien? Ich habe ja jeden Groll, jede Bitterkeit gegen die Welt verloren, ich habe sogar nach gerechtem Urtheil gestrebt und habe so die Männer, die mich vernichtet, an einander milder beurtheilen gelernt. Ich war ein nutzloses Glied der menschlichen Gesellschaft, sie hatte ein Recht mich zu verderben, denn aus dem Nutzlosen konnte ein Schädliches werden.“

Es war glühend heiß im Zimmer, draußen auf den Corridoren bewegte sich das ganze Hotelleben geräuschvoll und rücksichtslos vorwärts. Louise schaute durch die Latten der Jalousien, die sie ein wenig auseinander bog, sehnsüchtig nach der bekannten Gestalt ihres Herrn; viele Wagen hielten vor dem Hotel, ihn aber brachte keiner. Hedwig lag halb angekleidet auf dem Bette und athmete schwer, hin und wieder fächelte ihr Louise ein wenig Luft zu, ohne ihr Erleichterung zu verschaffen. Plötzlich richtete sich die Kranke auf.

„Ach,“ seufzte sie irr, „wer kann ein unendliches Leid in enge Worte bannen.“ „Und wenn ich todt bin,“ fügte sie nach einer Weile hinzu, „dann reise nach Mollin und sage meinem Manne, daß ich gestorben.“

„Aber Sie sterben nicht, Sie sind ja heute so viel besser,“ schluchzte die kleine Französin.

Sie schwieg, sie schloß die Augen, die schöne Kranke. Louise schlich leise zurück an's Fenster und wartete und wartete, mit der Todesangst im Herzen auf eine Antwort ihrer heimlichen Depesche an Herrn v. Erlig.

Hedwig lag regungslos, es fing an zu dunkeln, Louise nickte leise ein, sie hatte so wenig geschlafen all' die letzten Wochen. Plötzlich weckte ein lautes Klopfen sie. Sie sprang auf, es war stockfinster; wo war sie denn? wo war ihre Herrin? Es pochte noch einmal, sie tastete bis in's Wohnzimmer und dann zur Thür und öffnete. Draußen stand ein Diener mit einem Licht, der Arzt und — sie schrie fast auf vor freudigem Schreck — Herr von Erlig.

„Endlich, endlich,“ schluchzte sie.

„Wo ist meine Frau,“ sagte er und trat hastig ein.

„Sie schläft nebenbei.“

Er stürmte vorwärts, Keiner wagte ihm zu folgen, der Arzt murmelte „Sie schläft“ mit eigenthümlichen Lächeln.

Ein schriller Schrei unterbrach ihn, „Hülfe, Hülfe, schnell, schnell“ und bei dem Lichtschein, der in's Schlafzimmer fiel, sahen sie den Mann, seine starre, todte Frau, im Arme haltend, bewußtlos in die Kniee sinken.

In dem dumpfen, engen Gasthauszimmer hatte sie die langersehnte Freiheit gefunden, die Ewigkeit hatte sie aufgenommen, fern vom Lande ihrer Träume, fern von der Scholle ihrer Heimath.

Wessen Schuld?

Wer trug die Schuld? Natürlich sie, fraglos sie, seit Eva das Menschengeschlecht um sein Eden brachte, ist es stets eine Sie, welche die Schuld trägt.

Allerdings, wer sie so unter den Kirschbäumen sitzen sah, der hätte sicher geglaubt, sie sei die einzige Ausnahme in jenem schuldtragenden Geschlecht, — aber das war auch vorher! Und wer ihn in seinem Arbeitszimmer erblickte, das schöne Haupt in die feine, weiße Hand gestützt, mit der geistvollen Stirn, hinter der das ewige Hohe und Reine, der Gedanke, sich zur Klarheit rang, der hätte auch ihn freigesprochen, — aber das war lange nachher. Und doch, Einer von Beiden mußte die Schuld tragen, wenn nicht etwa alle Beide, denn es darf ja nicht Leiden, nicht so viel Leiden ohne Schuld geben, wo bliebe sonst die göttliche Gerechtigkeit? Und wonach kann und darf man denn die Schuld bemessen in einer Welt, in der nicht Beweggründe, nur Facten entschieden, in einem Chaos, das geordnet wird durch die Form? Nur nach den Aeußerungen, und äußerlich hatte sie gewiß Schuld!

Sie saß also unter den Kirschbäumen auf der grüngerichenen Bank und nähte sehr eifrig. Dabei dachte sie daran, daß sie der Mama schreiben müsse, (es war Freitag und jeden Freitag schrieb sie nach Hause,) daß Theodor morgen das Buch an die Leihbibliothek zurückgeben müsse, daß sie gut thäte, ihn schon heute daran zu erinnern und daß sie die Berechnung mit der Köchin noch zu machen habe. Dabei rauschte der Nordwind in den abgeblühten Kirschbäumen, der Rasenplatz mit den knospenden Rosenstöcken im runden Beet lag vor ihr, und der Kies der Wege war mit tausenden von Meermuscheln vermengt, von denen einige noch verschlossen waren, und das Thierchen bargen, was die bekannte weibliche Neugier hätte reizen müssen. Marie aber, Marie Bellmann, Frau des außerordentlichen Professors Bellmann an der Universität Wandlow, wurde erst durch das Singen der Tapezierburschen von nebenbei ein wenig aus ihrer Wirthschaft herausgerissen. Sie horchte allmählig ganz gespannt auf, „Lebewohl, lebewohl“ sangen sie sehr rein und aus frischen Kehlen. Marie sang auch sehr gern, aber seitdem sie aus der Schule fort war, hatte es sich nie so recht gemacht, daß sie hätte singen können. Zu Hause hatte sie wenig Zeit gehabt, und wenn sie sie endlich fand, sollten die kleinen Geschwister üben, oder hatte Papa im Nebenzimmer zu schreiben, oder lag Mama mit Kopfweh auf dem Sopha. Mit 17 Jahren hatte sie sich dann verheirathet und Theodor konnte Musik gar nicht leiden, ja nicht einmal vertragen, und da er mit Ausnahme der einen Stunde Vorlesung, die er täglich hielt, alle anderen Stunden des Tages zu Hause war, wurde das Clavier im Hause fast nie geöffnet, obgleich Marie eine sehr gute Spielerin, ja hervor-

ragend musikalisch begabt war. Sie hatte sogar die Absicht gehabt, sich zur Clavierlehrerin auszubilden, zur großen Freude ihrer Eltern hatte sie sich aber zuvor mit Professor Bellmann, der seit einiger Zeit viel im Hause verkehrte, verlobt und verheirathet.

Als die Tapezierburschen ihr Lied beendet, legte auch Marie ihre Näharbeit zusammen (es waren Staubtücher, die sie aus alter Leinwand zugeschnitten, gesäumt und gezeichnet hatte) und ging in's Haus, um sich Schreibzeug und Papier zu holen. Sie hatte einen hübschen Gang, obgleich sie etwas sehr aufgeschossen und sehr starkknochig gebaut war. Die Brille, die sie beim Nähen trug, hatte sie abgelegt, und ihre großen Augen, deren stumpfes Schwarz so hervorragend große Kurzsichtigkeit ausdrückte, daß jeder andere Ausdruck dagegen verschwand, sahen geradeaus in die grüne, belaubte Sommerwelt. Ihr Teint war so braun, daß sie glaubte, ihn nicht vor der Sonne schützen zu müssen, die Nase gerade, nur ein klein wenig kurz, die Lippen und die Haare auffallend kraus. Letztere waren kaum in zwei Böpfen zu fassen gewesen und hingen noch in wilden Locken in die schöne Mädchenstirn hinein.

Sie kehrte mit ihrer kleinen, grünen Schreibmappe und dem Klappintensaß unter die Kirchbäume zurück und schrieb:

Liebe Mama!

Habe Dank für Deinen lieben Brief! Wie gut, daß Papa endlich den bösen Husten verloren und daß Kitty eine gute Censur nach Hause gebracht hat! Sag' Olo, daß ich seinen Brief in den nächsten Tagen beantworten werde, er soll mir nur noch mehr Kräuter für mein Her-

barium sammeln. Uns geht es sehr gut, Theodor ist ein gut Stück vorwärts gekommen mit seiner Arbeit. Johannes soll nun übermorgen eintreffen, und ich denke, er wird die ersten Tage, bis er eine Wohnung findet, bei uns absteigen.

Daß wir in diesem Jahre nicht reisen können, thut mir garnicht leid, erstens ist Reisen doch anstrengend, und zweitens ist es so wunderschön in unserem kleinen Garten. Du kannst Dir garnicht vorstellen, wie ich ihn genieße. Außerdem hat Theodor gesagt, wenn er Nachmittags in den Ferien zum Baden führe, würde er mich immer mitnehmen, ich soll dann im Wäldchen auf ihn warten, und wir wollen zu Fuß zurückgehen.

Kurz, Du siehst, lauter Glück und Freude um uns und vor uns. Grüße Alle tausendmal von

Deiner
gehorsamen Tochter
Marie.

P. S. Denke Dir, die großgeblühten Bezüge fangen schon an zu reißen, da muß der Stoff doch sehr unsolide gewesen sein!

Als Marie dies Schriftstück zusammengefaltet, trug sie es sehr befriedigt selbst auf die Post, die an der nächsten Straßenecke lag, dann wartete sie, bis Theodor nach dem Essen klingelte, denn sie wagte ihn nicht in seiner Arbeit zu stören.

Zwei Tage darauf kam der erwartete Johannes an. Theodor war auf den Bahnhof gegangen, um seinen Halbbruder abzuholen. Johannes von Stein war als Professor der Archäologie an die Universität Wandlow berufen.

Er kam direct aus Rom und hatte seinen Bruder seit fünf Jahren nicht gesehen, auch hatte er keine besondere Zuneigung zu ihm. Schon als seine Mutter den verstorbenen Professor Bellmann heirathete, war er, trotzdem er kaum zehn Jahr alt war, sehr wenig zufrieden damit gewesen, und es hatte ihn später nicht gewundert, daß ein so schwächlicher Nachkömmling dieser Ehe entsproßte. Theodor war kränklich und eigenwillig als Kind, pedantisch und salbungreich als Student, und als Mann? Das würde er ja jetzt sehen! Trotzdem begrüßten sich die Brüder mit augenscheinlicher Freude beim Wiedersehen, es war doch etwas ganz Besonderes, so einen Kamerad in gemeinsamen Kindererinnerungen zu haben, sie waren Beide überrascht über ihre unerwartete Wärme.

„Und was machst Du, alter Junge! Bist Du glücklich?“ fragte Johannes, den jüngeren, sehr viel schwächeren Bruder auf die Schulter klopfend.

„Ich danke Dir, mir geht es sehr gut; ich bin jetzt, glaube ich, der ersten Ableitungsform des reinen a auf der Spur. Denke Dir, dieser Kemoff bestreitet mir, daß es kein Sprachstudium ohne Sanskrit geben kann!“ und dabei sah er Johannes so indignirt mit den wasserblauen Augen an, als sei er besagter Kemoff.

„Daß weiß ja aber heutzutage jedes Kind“, entgegnete Johannes, „aber ich meinte eigentlich, ob Du glücklich im Hause siehest. Ich kenne Deine Frau noch garnicht!“

„Sie ist eine in jeder Beziehung brave Frau, und ich bin sehr zufrieden, daß ich sie geheirathet!“

Johannes verzog den Mund zu einem Lächeln. Er wollte sich moquieren über das enthusiastische Lob des Ehe-

standes, das sein Bruder geäußert, aber er wußte, daß Theodor keinen Spaß verstehen konnte.

„Ich habe auf der Durchreise Deine Schwiegereltern aufgesucht,“ sagte er daher, „und habe eine ganz charmante Frau an Deiner Schwiegermama kennen gelernt. Sie ist ja noch ganz jung!“

„O nein, sie wird im Herbst 38 Jahre alt, wenn ich mich nicht sehr irre. Marie ist im Februar 19 geworden und ist ihr ältestes Kind.“

„Und das erscheint mir, der ich mich stark den 40 nähere, doch jung für eine Schwiegermutter; hast Du Hoffnung, daß sie bald Großmama wird?“

Die Antwort: „Der Himmel hat leider unsre Ehe noch nicht segnen wollen,“ klang so komisch salbungreich, daß Johannes in ein lautes Gelächter ausbrach, was seinen Bruder bis in den Grund der Seele verstimmtete.

„Du steigst doch bei uns ab?“ fragte Theodor darauf möglichst gleichgültig.

„Nein, ich danke Dir, mein lieber Junge, ehrlich gestanden, wäre es mir zu unbequem; ich ziehe Hôtels vor.“

„Wie Du willst, aber wir hatten uns auf Dein Kommen eingerichtet.“

„Das thut mir leid, um die Umstände, die es verursacht hat, aber ich gehe doch lieber in den Gasthof. Im Vorbeifahren möchte ich allerdings erst gern die Bekanntschaft Deiner Frau machen!“

Marie kam ihrem Schwager ohne jede Befangenheit entgegen. Woher sollte sie Gene kennen, sie war nie in falschen Verhältnissen gewesen.

„Guten Tag, Johannes!“ sagte sie einfach und reichte ihm die Hand.

„Guten Tag, Frau Schwägerin!“ entgegnete er, ihren geschäftsmäßigen Ton nachahmend. Dann aber sah er ihr in die Augen, küßte ihre Hand und sagte galant:

„Eine allerliebste, kleine Maily habe ich zur Schwägerin!“

„Warum Maily?“ fragte sie heiter.

„Maily ist die Abkürzung, die ich allen Marieen gebe!“

„Allen? Das finde ich nicht hübsch für mich!“

Er lachte, Theodor verzog den Mund, und sie standen alle Drei stumm da.

„Willst Du Dich nicht setzen, Johannes?“ begann Marie.

„Nein, Maily,“ sagte er wieder lächelnd, „ich würde zwar sehr gern ein Stündchen damit zubringen, Dich näher kennen zu lernen, aber nach der Reise muß ich doch erst Toilette machen.“

„Bleibst Du nicht bei uns?“ fragte sie sehr enttäuscht.

„Nein, Johannes zieht die Hôtels vor,“ sagte Theodor piquirt, weil ihm nichts lieber war, als daß er nicht durch Logirbesuch gestört werden sollte.

Johannes gab sich nie die Mühe, auf den Tonfall in seines Bruders Reden zu achten, für ihn war er ein leberfranker Mensch, der nicht genug Wichtigkeit hatte, als daß man sich mit seiner Seele abgab; so empfahl er sich mit einem freundlichen: „auf Wiedersehen!“ und ließ sich zum Hôtel geleiten.

„Johannes sieht Dir garnicht ähnlich,“ sagte Marie zu ihrem Manne, nachdem der Gast fortgegangen.

„Natürlich nicht! Wir sind ja auch nur Halbbrüder!“

„Aber ich finde ihn auch hübsch.“

„Es ist unpassend, wenn eine Frau sich mit dem Aussehen eines Mannes beschäftigt. Und noch dazu der Ausdruck: „hübsch!“ entgegnete Theodor, obgleich ihm das „auch“ garnicht so unangenehm gewesen war.

Am Abend kam der besprochene, hübsche Mann wieder. Er brachte eine große Mappe mit, voller Ansichten aus Italien.

„Siehst Du gern Bilder, Maily?“ fragte er seine Schwägerin, während Theodor rauchend auf und ab ging.

Johannes rauchte nie.

„Nein, Johannes, ich sehe nicht gern Bilder, aber ich möchte es lernen!“

Er lachte, es war ein wohlklingendes Lachen, und Marie's musikalisches Ohr erfreute sich daran.

„Ich zeige sie aber sehr gern und werde Dir daran meine Ansichten über Kunst erklären!“ sagte er dann. Ihn amüsirte die junge Frau auf's Höchste; sie mußte leicht zu erobern sein, und keine Lebensfreude kam für ihn derjenigen gleich, die er empfand, wenn er das Herz einer jungen Frau gewonnen hatte.

Johannes fing an, aus seiner Mappe auszukramen:

„Zuerst zeige ich Dir bekanntere Sachen, nachher Bilder und Ortschaften, die ich stolz bin, auf eigene Hand entdeckt zu haben!“

Maily ergriff eine Handarbeit und setzte sich auf's Sopha, während Theodor, der nie leiden konnte, wenn ein Anderer

etwas erklärte, und der nur seine Special-Wissenschaft für interessant hielt, sich entschuldigte, daß er die Facultätsitzung nicht versäumen könne, — was Johannes ihm gern verzieh.

„Das ist hier der Platz vor der Peterskirche im Augenblick, wo der Papst zu Ostern heraustritt und die Menge segnet,“ begann Johannes; „sieh nur die wogende Menschen-schaar!“

Maily schaute auf und sagte: „sehr hübsch!“ dann häfelte sie weiter.

Johannes ergriff ihre Handarbeit, warf sie über den Tisch hinüber und rief scherzend:

„Du glaubst wohl, ich werde Dir Bilder erklären, wenn Du mich dabei nicht anschaust? Wozu thue ich es denn? Der Bilder wegen? Gott bewahre! Um aus Deinen Sphing-Augen die Räthsel zu lösen!“

Maily sah ihn halb lachend, halb bestürzt an. Er hatte fröhliche, braune Augen, und auch der Mund lachte, so daß sie die beiden Reihen der Zähne sah; er war ihr so nah gekommen, daß sie ein Paar Haare des braunen, welligen Vollbarts auf der Hand spürte, mit der sie ihr Kinn stützte.

„Möchtest Du nicht auch einmal nach Italien?“ fragte er.

„Ich möchte schon, aber Theodor wird nicht wollen, ihn strengt Reisen an.“

„Ah bah, Theodor! Mit dem in Italien, daß müßte allerdings wie ein Mehlthau auf der Campagna sein.“

Maily wurde ganz bleich vor Schreck: „Hast Du ihn denn nicht lieb, Johannes?“ fragte sie, „wie kannst Du so von Deinem Bruder reden?“

„Mein Gott! er ist ja ein guter Junge, aber ein wenig

pedantisch bleibt er doch dabei, gestehe es selbst, Maily!“ sagte Johannes einlenkend. Er hatte sich nichts bei Dem gedacht, was er so hingeredet und sah erst an der Blässe der jungen Frau, daß sie keine leichtsinnige Schwärmerei gewohnt war.

„Es schickt sich vielleicht nicht von mir, weil ich so viel jünger bin, als Du, Dir zu sagen, wie wenig hübsch ich es finde, wenn Du so von ihm sprichst; zumal Ihr Beide Euch ja eigentlich am nächsten steht, und ich mich doch nicht zwischen Euch drängen will!“ entgegnete Maily, roth werdend, aber ihm in die Augen sehend.

„Aber ist die Wahrheit nicht mehr werth, als die Zartheit?“ erwiderte er, als gewandter Sophist. „Zarter ist es, ich sage nicht, wie er mir erscheint, darum ist er aber doch so, wie er nun einmal ist!“

„Aber ist nicht Jeder, wie er Einem erscheint?“ fragte sie verwirrt.

„Behüte Gott! Der Mensch wäre ja sonst tausendfältig, weil er Jedem anders erscheint!“

Marie war ganz bestürzt. Johannes nahm ihre Hand in die seine und sagte:

„Manche sind so einheitlich, daß sie ganz so sind, wie sie erscheinen und so erscheinen, wie sie sind, Du zum Beispiel, und es wäre gut, wenn Jeder so werden könnte!“

„Und wie ist denn Theodor? — nach Deiner Meinung.“

„Theodor ist ein sehr guter Junge, aber durch seine Kränklichkeit etwas egoistisch, er fragt sich immer zuerst was er möchte; dabei ist er sehr fleißig und gewissenhaft, wie alle Menschen denen die höhere Begabung abgeht!“

Sie schwieg; darauf zeigte er ihr die Trajanssäule, dann

die wunderbaren Pinienwälder des Südens, dann ging er an's Clavier und spielte ihr eine sicilianische Volksmelodie vor. Maily war ganz entzückt und versuchte sie nachzusingen, als Theodor, der gerade zurückgekehrt war, seinen Kopf zur Thür hineinsteckte und sich ausbat, daß die Musik aufhöre, er habe besonders starke Nervenschmerzen, wegen der Erregung über Johannes' Ankunft.

„Siehst Du den Egoisten! Das ist ja unerträglich, Maily, Du mußt durchsehen, daß Du wenigstens spielen kannst!“ Damit ging Johannes leichtfüßig in des Bruders Zimmer und plauderte noch eine Stunde mit ihm, d. h. er ließ sich von Theodor eine Fülle großer Entdeckungen, die er gemacht zu haben glaubte, vorerzählen. Dann sagte er Gute Nacht, und trällerte ein Liedchen, als er mit der hohen elastischen Gestalt über das schlechte Pflaster der kärglich erleuchteten Straße ging. Im Hôtel-Speisezimmer fand er noch einige Herren beim Glase Wein, stellte sich ihnen vor und erzählte ihnen mit seiner bezaubernden Lebhaftigkeit von der Ministerkrisis in der Hauptstadt, die gerade gewesen, als er durchgereist. Er wußte die neuesten Witze über den Candidaten zum Unterrichtsministerium, und ein Jeder der Herren fand darauf gegen denselben noch einige Boshaftigkeiten: daß seine Frau ganz ungebildet sei und immer Typus und Typhus verwechsle, daß er selbst als Junge wegen Faulheit vom Gymnasium relegirt worden, und daß seine Tochter die ausgesuchteste Kokette sei, — darauf stand Johannes auf und sagte, indem er sich zurückzog: „Im Uebrigen ist es mein Wetter und habe ich gestern noch mit ihm gespeißt!“ Trotzdem er dabei herzlich lachte, war das Selbstgefühl der Herren so verletzt, daß Johannes sich mit dem angenehmen Bewußt-

sein zur Ruhe legte, binnen einiger Stunden Aufenthalt in Wandlow schon ein Paar Feinde erworben zu haben.

„Schadet nichts!“ sagte er, indem er das Licht löschte, „ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, sie Alle hereinfallen zu lassen!“

Marie hatte ihm von dem Schlafzimmerfenster nachgeschaut und wollte nun zu ihrem Manne gehen und ihm all die Redereien seines Bruders wiedererzählen. Dann aber seufzte sie auf, das wäre allerdings viel bequemer, als sie so in sich herumtragen, aber sie würde die beiden Brüder entzweien, doppelt entzweien, wenn ein Körnchen Wahrheit in Johannes Meinung war, und je unwahrscheinlicher es ihr Anfangs geschienen, für je möglicher hielt sie es jetzt.

„Er ist fleißig und gewissenhaft, wie alle Menschen, denen höhere Begabung abgeht,“ das kränkte sie so, daß sie es nicht vergessen konnte, und als Theodor trotz ihrer Mahnung, nicht zu lange aufzubleiben, noch ein Paar Stunden in die Nacht hinein arbeitete, fiel es ihr immer wieder ein. „Wenn sein eigener Bruder eine so geringe Meinung über ihn hat, was mögen Andere von ihm denken?“ fragte sie sich besorgt. Darin waren ihre Befürchtungen aber unrichtig, Johannes hatte von allen Menschen eine schlechte Meinung, sogar von sich selbst manchmal. Darum amüßte er sich aber desto besser in der Welt.

Mit dem ganzen Vollbewußtsein des Lebens wachte er auch am nächsten Tage auf und setzte sich in primitivster Toilette an das Fenster. Er hatte weder sein Gegenüber noch den allgemeinen Charakter der Straße gestern beachtet, und er war doch gewohnt, Alles zu sehen, in Allem etwas

zu sehen und über Alles etwas sagen zu können. Anfangs ergözte er sich nur daran, wie entsetzt die wenigen Vorübergehenden thaten, wenn sie ihn im Nachthemd am offenen Fenster erblickten: „Der ganze Norden,“ sagte er, „reflektirt sogar, wenn er ein Nachthemd sieht, keine Harmlosigkeit, keine Natürlichkeit, und hier soll ich Kunstsinne predigen! Diese verschrumpelten Häuser mir gegenüber geben ein Bild der ganzen Areflichkeit der Stadt, ich werde morgen um einen Urlaub einkommen, wird er mir nicht bewilligt, lege ich meine Professur nieder, Wandlow und ich, wir passen nicht zu einander, das seh' ich jetzt schon, und ich, als der Verständigere, werde nachgeben! Also auf circa 6 Wochen werde ich meinen Feldzugsplan einrichten.“ Damit suchte er sich ein kleines Skizzenbuch aus dem Koffer und nahm seine Position wieder ein, um die „verschrumpelten“ Häuser abzuzeichnen. „Einen herrlichen See wind hat dies Nest, das ist Alles, was ich ihm bis jetzt nachrühmen kann, auch der Rothwein gestern Abend war nicht schlecht,“ und nun war die Zeichnung schon vollendet, und zog sich Johannes vom Fenster zurück. In demselben Augenblick bog der Hotel-Omnibus in die Straße ein. Durch sein Rasseln wurde er wieder an's Fenster gezogen: „Bin ich nicht in einer Nacht schon der ganze Kleinstädter geworden? Mich interessirt brennend, wer ankommt!“ sagte er zu sich selbst. Er konnte aber nur, da der Omnibus in's Haus selbst hineinfuhr, noch sehen, daß eine einzelne Dame darin saß. „Famos,“ sagte er, „hoffentlich ist sie jung und wird meine Stubennachbarin, man muß Alles mitnehmen, was Einem in den Weg kommt in dieser Welt!“

Seine Stubennachbarin wurde sie nun freilich nicht; als er angezogen war und hinunter ging, um sich einen Wagen zu

bestellen, fragte er, wer die Dame gewesen, und wo sie einquartirt sei.

„Frau von Berg hat immer ihr bestimmtes Zimmer, wenn sie in die Stadt kommt,“ antwortete man ihm.

„Berg? Gilly von Berg?“ fragte er.

„Ich glaube! Die Witwe des Herrn von Berg-Bergow.“

„Ja wohl, das ist Gilly! Ich kenne sie sehr genau, sie war vor zwei Jahren mit ihrem Mann in Italien. Wie gut sich doch Alles für mich trifft, wenn ich nachher zurückkomme, kann ich ihr gleich meine Aufwartung machen!“
Derweile mußte er aber noch auf seinen Wagen warten.

„Ich werde mir noch das Rauchen angewöhnen, damit ich meine Liebenswürdigkeit nicht bei dem vielen Warten einbüße.“

Endlich kam der Wagen. Er fuhr zuerst zu seinem Bruder, weil Maily mit ihm kommen sollte beim Wohnungssuchen, „es macht ihr gewiß Scherz, der Kleinen, sie wird sich so wichtig vorkommen, und außerdem macht sie mir Scherz!“

Maily war entzückt über den Vorschlag, sie saß wieder unter den Kirschbäumen, und Theodor wieder an seiner Arbeit.

„Ich hatte Dir ja die Bilder alle hier gelassen, damit Du sie Dir für Dich ansehen solltest!“ sagte ihr Johannes.

„Aber ich wagte nicht allein an Deine Mappe zu gehen,“ entgegnete sie.

„Das verbitte ich mir ein für alle Male, über Alles was mein ist, kannst Du stets verfügen!“

Darüber erröthete sie, was Johannes eine ganz besondere Freude machte, und sie fuhren fort.

„Wohin?“ fragte er.

„Ja, wohin?“ entgegnete sie lachend. „Zuerst um die Stadt herum, damit ich mir die Gegend aussuche, in der ich wohnen möchte.“

„Du wirst wohl nehmen müssen, was Du findest; viel Auswahl ist nicht!“

„Ich, nehmen was ich finde? Du kennst mich doch noch garnicht, Maily! Mir geht immer Alles nach meinem Sinn.“

„Das ist der Professor Zeller, Johannes,“ unterbrach sie ihn, „Du mußt mit mir grüßen!“

„Allen diesen liebenswürdigen Herren muß ich ja heute Karten werfen. Weißt Du was, Maily? Komm mit mir die Besuche machen!“

„Das geht aber wohl nicht!“

„Warum nicht, ich steige nie ab, der Diener fährt mit und giebt überall Karten ab!“

„Aber das ist hier nicht Sitte!“ lachte sie.

„Dann mach' ich es zur Sitte!“

Sie war überzeugt, daß er sogar die Sitten ändern könnte, wenn er wollte; sie hatte schon den größten Respect vor seinem Willen bekommen, so schwieg sie.

Sie fuhren jetzt vor das Thor. Durch eine feuchte Wiese vom Wege getrennt, lag, von hohen Bäumen umgeben, eine kleine, weiße Villa. Kaum erblickte Johannes sie, als er ausrief:

„Da haben wir es ja gleich gefunden, das Haus gefällt mir, das nehme ich!“

„Aber Johannes, ich weiß ja garnicht, ob sie zu vermieten ist, es ist die Berg'sche Villa, die seit Jahren, so erzählte man mir, unbewohnt dasteht.“

„Siehst Du, ich ahnte ja, daß sie unbewohnt ist, unbewohnt und vermietbar ist dasselbe!“

Er ließ an's Thor heranzufahren, dann stieg er mit Maily aus, ging durch den feuchten Garten, um das Haus herum, das fest verschlossen war und nahm dann schließlich auf einer Bank in tiefem Gebüsch Platz.

„Gott ist das schön! Maily,“ sagte er, „ganz verzaubert scheint Haus und Garten. Was wollen wir hier für schöne Stunden erleben,“ und er schlang den Arm um ihre Taille. Es geschah so harmlos und so natürlich, daß an ein Sträuben nicht zu denken gewesen wäre. „Hast Du Dir nicht auch immer so ein kleines, verstecktes Haus gewünscht?“

Maily bejahte seine Frage, obgleich sie wohl früher nicht daran gedacht hatte.

„Wenn ich arbeite, Maily,“ fuhr er fort, „und ich arbeite auch manchmal und dann sogar mit ganzem Herzen,“ — „ich weiß, Johannes,“ unterbrach sie ihn, „ich habe bei Theodor gesehen, wie viele Bücher Du schon geschrieben!“ — er lächelte, — „dann sitze ich Tag und Nacht zu Hause und rühre mich nicht von der Stelle, aber dann habe ich es so gern, in's Grüne zu schauen; meine Wissenschaft, weißt Du, hängt ganz nah mit der Natur zusammen, so nah, wie nicht einmal — die Botanik, verstehst Du, wie ich das meine?“

Sie nickte.

„Und man muß ein jedes Ding an seiner Tiefe zu packen suchen, wie man eines Menschen Seele finden möchte,“ —

„Aber Du urtheilst manchmal, ohne sie zu berücksichtigen,“ fiel sie ein, „gestern zum Beispiel, als Du über Theodor sprachst.“

„Theodor hat eine so trockene Seele, die zählt garnicht mit,“ entgegnete er leichtthin.

„Er ist so gut, Johannes, Du kennst ihn dann nicht!“

„Gut? Wo? Damit die Welt gut von ihm denkt, auf die Ansicht der Leute kommt es ihm an, — wie allen Durchschnittsmenschen.“

„Ich möchte nicht, daß Du mir das sagtest, ich fühle mich verpflichtet, es ihm wieder zu erzählen!“

„Dann wärest Du nicht gut, Maily, Du willst ihm doch keine Unannehmlichkeit machen?“

Sie hätte ihm erwidern können, „aber wo bleibt die Wahrheit, deren Lob Du gestern sangest?“ Doch sie war nicht gewandt in der Diskussion.

„Aber auch mir thut es weh!“ entgegnete sie, „wenn Du so über ihn sprichst!“

„Das glaube ich nicht, Maily,“ sagte er, sie ein wenig herausfordernd ansehend, „denn Du liebst ihn nicht!“

„Doch, Johannes, doch, ich liebe ihn!“

„Aber, Maily, mit welcher Freude bist Du heute mit mir ausgefahren, Du bist ja lieber mit mir, als mit ihm, also, — darf ich einen Schluß ziehen?“

Maily war heftig, aber noch mehr gerecht. Sie wollte auffahren, erstens aber ließ er sie nicht los, sondern hielt den Arm fest um ihre Taille, ferner hatte er am Ende Recht? Er zog sie leise an seine Brust und sagte: „Komm, gieb mir einen Kuß, sei nicht böse, wir wollen wieder Freundschaft schließen!“

Sie gab ihm nicht, aber er nahm ihn sich, und dann streiften sie Arm in Arm durch den Garten. Johannes hatte eine Art imponirender Autorität, Maily hätte nicht gewagt,

zu denken, daß es nicht ganz das Richtige war, wie sie da durch den fremden Garten streiften, und er sie fragte, wie viele ihrer Lehrer sie angeschwärmt, ob Theodor ihr sehr den Hof gemacht habe, ob er sehr zärtlich sei?

„Wie kannst Du nur so etwas fragen?“ sagte sie eröthend.

„Aber wenn ich die Wahrheit der Zartheit vorziehe, wie ich Dir schon gestern sagte, kannst Du es mir verdenken?“

Sie wußte nichts zu entgegnen, und er plauderte weiter. Unterdeß war es aber 12 Uhr geworden.

„Und Du hast noch immer keine Wohnung!“ sagte sie erschreckt, als alle drei Kirchuhren nach einander Mittag schlugen, und es am Bollwerk zugleich läutete für die Schiffsarbeiter, „denn diese Villa kannst Du doch mit dem bloßen Willen nicht erobern!“

„Willst Du mit mir wetten, daß ich morgen früh hier einziehe?“

„So hoch Du willst!“

„Gut, und der Preis der Wette soll sein, daß Du mich am Tage nach meiner Installation hier besuchst.“

„Wenn Du morgen früh hier einziehst? Ja, dann will ich es thun, weil das ganz unmöglich ist. Uebrigens würde ich Dich ja immer besuchen; ich hoffe sogar, Du läßt mich Deine Einrichtung besorgen?“ fragte sie schüchtern.

„Das wäre wohl zu anspruchsvoll. Aber vor allen Dingen ist es abgemacht: ziehe ich morgen hier ein, besuchst Du mich am Abend.“

„Gewiß, übrigens finde ich Dich sehr mäßig in den Forderungen nach solch extravaganter Wette!“

„Warte ab, Kleine, ob ich Dir nicht weiße Gespenster in den Weg stelle, daß Du Dich graulst und umkehrst,“ sagte er. „Und heute um 4 Uhr hole ich Dich ab, damit Du mit mir die Besuchswegen fährst, und hinterher essen wir Eis im Logengarten!“ Er hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß „Eis im Logengarten“ ihr Ideal materieller Genüsse sei.

Darauf stiegen sie wieder ein, und der brummige Kutscher führte sie mit gewohnter Langsamkeit nach Hause.

Theodor hielt seine Vorlesungen von 12 bis 1 Uhr, so konnte Maily ihrem Schwager noch ein Paar Lieblingslieder vorsingen, er begleitete sie und sagte:

„Das wird ja reizend, bei Deiner schönen Stimme können wir herrliche Musikgenüsse haben. Du singst aber, wie der Vogel singt, und wenn ich erst installiert bin, — in meiner Villa, Maily! — werd' ich Dir Singunterricht geben, ich habe viele Stunden gehabt, in meiner Jugend. Du weißt, daß ich doppelt so alt bin, wie Du, Kind! Du mußt mich also wie so eine Art Vater ansehen!“

Als Johannes fortgefahren, ging Maily mit strahlenden Augen durch ihre Zimmer; sie hatte das Herz so voll von einem großen, von einem ganz merkwürdigen Glücksgefühl, — wahrscheinlich weil sie am Nachmittag wieder spazieren fahren und nachher im Logengarten Eis essen sollte! Sie sah nach der Uhr: es war erst $\frac{3}{4}1$, sie konnte sich also vor Tisch noch die schwarzen Sammettschleifen auf das weiße Piquetkleid nähen, damit sie ja pünktlich fertig wäre, es war zwar nach dem Essen auch noch zwei Stunden Zeit, aber besser war, es geschah gleich.

Sie setzte sich in ihr Schlafzimmer und sumimte eine Melodie vor sich hin, als plötzlich Theodor eintrat.

„Na, Marie, giebt es denn heute nichts zu essen?“

Sie sprang auf und stürzte in die Küche. Die Suppe erschien dann auch gleich.

„Was nähdest Du denn da so eilig?“ erkundigte sich Theodor.

„Ich nähte mir die Schleifen an das Kleid für heute Nachmittag, wo Johannes mich abholt, um mit ihm herum zu fahren!“

„Wo fährt er denn wieder hin?“

„Seine Besuche machen.“

„Und da willst Du mit?“

„Er will nicht absteigen, — und ich weiß ja besser Bescheid,“ sagte sie zögernd und setzte dann hinzu: „Kommst Du nicht vielleicht auch mit?“

„Nein, ich mag nicht rückwärts sitzen, denn das Johannes es thut in dem Wagen, den er zahlt, schiene mir ungerecht.“

„Gerade weil es sein Wagen ist, würde er wohl rückwärts sitzen wollen,“ entgegnete sie.

„Das verstehst Du nicht,“ damit schloß Theodor das Gespräch. Nach einiger Ueberlegung setzte er aber hinzu: „Wenn Du zu Hause bliebest, könnte ich mit ihm fahren. Ich will sehen, ob ich es mir mit meinem heutigen Arbeitspensum so einrichten kann.“

Die Thränen stiegen Maily in die Augen, sie schämte sich aber ihrer und verschluckte sie mit ihrer Suppe. Nach einer Weile fing sie sogar an zu erzählen, daß Johannes die Berg'sche Villa miethen möchte, was Theodor sehr unvernünftig fand: „aber mein Bruder hat ja nie, nicht einmal einen Gran Einsicht gehabt!“

Nach Tisch legte sich Theodor schlafen; er rief seiner Frau noch zu, sie möge sich immer fertig machen, damit sie, falls er sich nicht so einrichten könne, mit Johannes zu fahren, keine Veranlassung zum Warten gäbe. Maily that, wie ihr geheißen, und sah mit geheimer Freude, daß Theodor zehn Minuten länger als gewöhnlich schlief, sie also Aussicht hätte, doch mitzufahren. Als Johannes um 4 Uhr erschien, sagte Theodor denn auch mißmuthig: „Fahre Du nur, Marie, ich kann nicht so viel Zeit vergeuden!“

Johannes machte ein höchst amüßantes Gesicht, als er von der Freude hörte, die ihm beinah widerfahren wäre. „Du bist aber auch ein Meffchen,“ sagte er zu seiner Schwägerin, „auf Dich kam es mir doch an!“

„Wie steht's mit der Villa?“ fragte sie.

„Frau von Berg speiste leider bei ihrer Cousine, sonst hätte ich Dir den Miethskontrakt schon zeigen können.“

„Frau von Berg wohnt ja mindestens vier Meilen von hier?“

„Wenn ich sie brauche, ist sie in der Stadt,“ entgegnete Johannes lachend.

Um sechs Uhr mußten sie auf Theodor's Wunsch wieder zurück sein. Johannes wußte nicht, was er mit seinem Abend beginnen sollte, am Liebsten wäre er mit Maily zusammen geblieben, Theodor aber sagte:

„Du weißt, Marie, heute Abend habe ich versprochen, mit Dir zu Zeller's zu gehen.“

„Dann gehe ich auch mit,“ sagte Johannes.

„Das geht natürlich nicht,“ entgegnete Theodor, „das wäre gegen jede Form!“

„Natürlich, die Form! die ist ja die Hauptsache für Dummköpfe.“

Marie wurde roth: das war direkt gegen ihren Mann gesagt, dieser aber lächelte und sagte:

„Was Du die Leute gleich richtig zu beurtheilen weißt, Zeller ist wirklich ein Dummkopf, und der ist Ordinarius, während weit bedeutendere Männer es erst, wer weiß wann? werden!“

„Ja, ja, so ist es nun einmal in der Welt,“ seufzte Johannes mit komischer Ironie und machte sich auf den Weg zurück in's Hôtel.

„Hier giebt es nicht einmal Trottoirs, an denen ich abzählen könnte, wie ich es auf meinem Schulweg immer that, ob es mir gut oder schlecht gehen wird. Damals handelte es sich um lateinische Exercitien, heute habe ich nur noch die Berg auf dem Programm, und schlecht kann es mir ja bei ihr nicht gehen, jedenfalls nicht schlechter, als es mir schon einmal ging. Mich soll wundern, ob Gilly als Witwe auch noch diese kindlichen, großen, blauen Augen hat, oder ob die nur für ihren Alfred waren, den sie unter vier Augen wahrscheinlich maltraitirte. Es war auch das reine Mondkalb!“

„Frau von Berg zu Hause?“ fragte er, in's Hôtel tretend.

„Ja wohl, vor einer halben Stunde zurückgekehrt, ich habe den Herrn Professor schon bei ihr gemeldet.“

„Da haben Sie etwas außerordentlich Ueberflüssiges gethan!“ rief Johannes ärgerlich. „Der Mensch hat mir den ganzen Schlachtplan verdorben, na, dann muß ich es anders versuchen,“ und damit klopfte er an ein Parterre-Zimmer.

Auf ein „Herein“ trat er ein, machte eine steife Verbeugung und begann:

„Verzeihen Sie, gnädige Frau, daß ein Unbekannter sich so direkt an sie wendet, es handelt sich aber um eine Geschäftssache, und da Sie, wie ich höre, morgen schon wieder fortreisen, blieb mir kein anderer Weg. Ich möchte die Ihnen gehörige, vor dem Lindenthor belegene Villa miethen.“

„Sie ist nicht zu vermietthen,“ entgegnete Frau von Berg, ihn mit der Hand bittend, Platz zu nehmen, etwas bestürzt darüber, daß er sie nicht zu erkennen schien. Sie hatte sich auf einen anderen Empfang vorbereitet.

„Dann möchte ich sie kaufen.“

„Darüber müssen Sie mit meinem Rechtsanwalt verhandeln.“

„Das habe ich schon, mit ihm bin ich einig, es fehlt nur noch Ihre Einwilligung.“

„Ich höre der Preis ist sehr hoch?“

„Nicht für mich und meine Zwecke!“

„Sie wollen dort wohl Gold graben?“

„Nein, aber etwas Aehnliches!“

„Ein Museum anlegen? Alterthümer ausgraben?“

„Vielleicht! Sie scheinen meine Karte genau studirt zu haben, daß Sie wissen, welche Professur ich bekleide!“

(Auf seiner Karte stand nämlich nur: „Professor.“)

Sie wurde roth. „Erinnern Sie sich wirklich nicht?“

„Woran?“ fragte er, sie mit unverschämtem Lächeln anblickend. Sie hatte noch immer das kleine, runde Gesicht, die hellbraunen Haare, das Stumpfnäschen, die kleine, feine, nur etwas zu engbrüstige Gestalt, auch die Augen blickten so kindlich, wie nur die Unwissenheit blickt. Ihre Kinderaugen hielt sie für unwiderstehlich, wenn sie dieselben recht groß

aufmachte, und das that sie dann oft, denn sie wollte oft unwiderstehlich sein!

„Herr von Stein,“ entgegnete sie also mit dem erprobten Blick, „mir hat es leid gethan!“

„Was? Daß ich in Folge Ihrer kleinen Boshaftigkeit eine Nacht eingesperrt im Museum zugebracht habe? Mein Gott, es kommt öfters vor, daß ich außerhalb meines Hauses schlafe, — und das Factum, daß Sie mit mir ein rendez-vous verabredet; war mir Erfolg genug, denn es ließ doch immer schon ahnen — —“

Hätte ihr Johannes nicht außerordentlich gut gefallen, und hätte sie nicht gefühlt, etwas, was sie garnicht vertragen konnte, daß sie ihm für den Augenblick sehr gleichgültig war, hätte sie nicht außerdem die Villa gern verkauft, würde sie ihn wohl nicht haben reden lassen, und würde er wohl auch nicht so weit gegangen sein, um sich nicht einer zweiten Niederlage von dieser Seite auszusetzen.

„Was läßt es ahnen?“ fiel sie darum munter ein, „daß ich Sie zum Besten gehabt habe, und daß Sie mir vorher den Hof gemacht hatten, und ich ihn ein bißchen angenommen hatte“

„Nicht einmal das, gnädige Frau,“ unterbrach er galant, „es war große Presumption von meiner Seite. Nie haben Ihre schönen Augen anders als kalt und streng auf mein Schmachten gesehen, nie.“

„Und darum verkaufe ich Ihnen gern die Villa,“ fiel sie ihm in's Wort.

„Haben Sie je darin gewohnt, schöne Frau?“

„Viele meiner schönsten Erinnerungen knüpfen sich daran,“ begann sie sentimental.

„So hoffe ich, daß Sie die Erinnerungen hin und wieder auffrischen werden! Meine Frau wird sich stets freuen.“ — —

„Ihre Frau? Sie sind verheirathet?“

„Natürlich, schon seit einem Jahre! Wollen Sie uns morgen Abend vielleicht gleich in der Villa zum Thee beehren? Oder wollen Sie mir erlauben, Sie jetzt zu meiner Frau zu führen? Sie ist nämlich leidend.“

Gilly besann sich einen Augenblick, dann sagte sie:

„Ich werde mich sehr freuen, Ihre Frau kennen zu lernen, wenn sie leidend ist und allein, bin ich sogar gern bereit, gleich zu ihr gehen!“

Johannes reichte ihr, leise lächelnd den Arm, um sie in sein Zimmer zu führen; Gilly sah ihn von der Seite an, und als sie beim Portier vorbeikamen, rief sie in die Loge hinein:

„Ist Frau von Stein auf ihrem Zimmer?“

„Wer?“ fragte der Portier heraustretend.

„Meine Schwägerin heißt Frau Bellmann,“ fiel Johannes schnell ein, „und wenn sie noch nicht da ist, thäten Sie besser, gnädige Frau, auf Ihrem Zimmer zu warten“, und damit wandte er sich um und führte Gilly zurück in ihr Zimmer. Diese warf sich laut lachend auf ihr Sopha:

„Und Sie glaubten, ich merkte es nicht? Sie wollten mich kompromittiren, indem ich vor Aller Welt Augen in Ihr Zimmer ging, und Sie glaubten wirklich, ich würde Sie nicht überlisten? Jetzt müssen Sie sich geniren, beim Portier vorbeizugehen! Es ist zu klassisch!“

Auch Johannes lachte.

„Solche Kinderaugen trügen doch nie,“ sagte er ironisch, „Sie sind immer auf alles Bosshafte vorbereitet, nicht wahr?“

„Nein, ehrlich gestanden, diesmal merkte ich es daran, daß Sie, der höflichste Mann dieser Welt, anstatt Ihre Frau zu mir zu bringen, mich zu ihr führen wollten. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugehen! Nicht wahr, Sie gelten für sehr klug, Herr von Stein, mit mir können Sie es aber doch nicht aufnehmen!“

„Gegen große Vorzüge eines Anderen ist die einzige Rettung große Liebe, heißt es,“ entgegnete er, zur Thür gehend und sich verbeugend. „Also auf Wiedersehen morgen, wenn wir den Kaufkontrakt unterzeichnen,“ und damit schloß er die Thür hinter sich.

„Ich möchte ihn heirathen!“ sagte Cilly von Berg, vor sich hin sinnend. Und wenn sie so saß und sann, vergeudete sie nie ihre Zeit, was sie in solchen Stimmungen beschloß, kam stets zur Ausführung.

Der erste Schritt, den sie zur Verwirklichung ihres Planes that, war, daß sie, um ein morgiges Wiedersehen zu vermeiden, zu ihrem Rechtsanwalt fuhr, von dort zum Bahnhof, und mit dem 10 Uhr Zuge war sie zu Hause. Das mußte ihn reizen!

Johannes ging unterdeß spazieren; er dachte an Cilly und wurde mit sich einig, daß an den Gerüchten, sie sei ziemlich zweifelhafter Herkunft, und Berg sei fast gegen seinen Willen von ihr geheirathet worden, etwas Wahres sein müsse.

„Aber hübsch ist sie, vertheufelt hübsch!“ und darüber wurde er fast melancholisch, so daß er ganz griesgrämig in's Bett ging.

Am nächsten Morgen weckte ihn der Postbote, der ihm einen Correcturbogen von dem Buche, das er in Folge seiner italienischen Studien herausgegeben, brachte. Er flog das

Kapitel durch, dann warf er sich etwas über und setzte sich an den Tisch. „Das muß ich ganz umarbeiten, ich war meines Bruders würdiger Bruder, als ich das zum Druck gab! Merkwürdig, daß mir der Kopf immer erst klar wird zum Arbeiten, wenn ich ein Paar Liebesaffären in ihm habe! Ich darf die Branche menschlichen Strebens also nicht vernachlässigen, will ich intelligent bleiben!“

Als er mitten in der Arbeit war, unterbrach ihn der Rechtsanwalt von Frau von Berg, mit schon unterzeichnetem Contract und einem Briefchen Cilly's, daß ihr einzig Kind erkrankt, und sie darum gestern schon heimgekehrt sei. Er hatte sie bis jetzt über der Arbeit ganz vergessen gehabt.

„Also Kinder hat der Engel auch! Was müssen die für Augen haben! Kindes-Kinder, also reine Enkel-Augen!“ Damit stellte Johannes den Wechsel auf seinen Banquier aus und schrieb an Maily:

„Villa mein, gekauft, ich verzichte aber bis morgen auf den Preis der Wette, ich bin beschäftigt.“

Dann ging er wieder an seine Arbeit und rührte sich nicht eher aus dem Zimmer, bis er den ganzen Druckbogen neu umgearbeitet hatte. Es war schummrig geworden, als er ihn selbst zur Post trug und dann an seines Bruders Thür klingelte. Maily selbst machte ihm auf.

„Ich wußte, daß Du kommen würdest!“ sagte sie strahlend, „darum bin ich nicht mit spazieren gegangen. Johannes, mir ist der Tag zum ersten Mal im Leben so erschrecklich lang geworden, mir ist, als hätte ich Dich immer gekannt und nie ohne Dich gelebt!“

Er zog seine kleine Schwägerin in seine Arme, dort im dunkelen Hausflur, und küßte sie; er war ganz gerührt, viel-

leicht weil er den ganzen Tag still gefessen hatte und müde war. Sie schmiegte sich vertrauensvoll an ihn an. „Mein lieber, lieber Bruder!“ sagte sie leise, dann gingen sie Hand in Hand in's Zimmer. Er liebte 'doch die Wahrheit vor Allem, warum widersprach er dem „Bruder“ nicht, wußte er es auch nicht besser?

„Maily,“ sagte er, als sie Platz genommen, und sie ihn mit stummem Entzücken betrachtete, „siehst Du, daß die Villa mein ist, oder vielmehr unser, denn da wir sie zusammen entdeckt, gehört sie uns Beiden!“

„Ich wundere mich über nichts mehr, was Du kannst,“ sagte sie mit volltönender Stimme und nahm seine Hand. „Du bist wohl auch eigentlich kein Mensch?“ setzte sie wie mit leisem Aberglauben hinzu.

Er lächelte und machte eine abwehrende Bewegung; es war ihm zu viel und vor allen Dingen zu ernst für heute Abend.

„Mitten in der Arbeit fiel mir ein,“ sagte er darum, „daß ich zur Einweihung des Hauses ein kleines Zauberfest arrangiren und den Garten illuminiren möchte, in wie viel Tagen könnte ich das in diesem Nest besorgt bekommen?“

Maily hatte darin allerdings keine Erfahrung, aber in acht Tagen glaubte sie, könne Alles hergerichtet werden, man hätte Zeit sich alles Fehlende aus der Hauptstadt kommen zu lassen, — „allerdings müßten wir das Ameublement der Villa erst in Augenschein genommen haben, vielleicht ist es sehr verbraucht!“ setzte sie hinzu.

„Wie wäre es, wenn wir gleich gingen? Der Schlüssel liegt auf meinem Tisch im Hôtel,“ meinte er.

„Im Dunkeln kann man aber doch nichts sehen und beurtheilen?“

„Wir nehmen ein Paar Pfund Lichte mit, die wir dort aufstecken. Wenn ich das Inventar recht verstanden, giebt es Kandelaber in fast allen Zimmern, auf die stecken wir unsere Lichte!“

„Wir? so allein, ohne Leiter?“

„Wir nehmen einen Hausknecht aus dem Hôtel mit!“

Nun war Maily auch dabei. Hatte sie eine instinctive Scheu gehabt, mit ihm allein zu sein? fragte sich Johannes, und an dem Gedanken wurde er ganz lebhaft.

„Also schnell, Maily, den Hut aufgesetzt, hier an der Ecke wohnt der Lichtzieher!“

„Das weißt Du schon? Du siehst doch Alles!“

„Natürlich! Gustav Adolf heißt er, darum fiel mir sein Schild so auf, und mußte ich gleich an meine Geschichtsdaten denken. Wann war es doch, Maily, 1630 oder 32, als er starb? Ich weiß noch mehr: die Schusterjungen tragen hier die Stiefel in der linken Hand und schlenkern ganz unbändig mit der rechten, und die Stubenmädchen ziehen hier die Studenten dem Militair vor, was ich doch noch nirgend in der Welt gesehen habe, aber die Milchfrauen panschen hier gerade so viel Wasser in die Milch, wie die Milchmänner in großen Städten — willst Du noch mehr Beweise meiner Beobachtungsgabe haben?“

Maily lachte von ganzem Herzen. Sie begriff nicht mehr, warum ihr so weh und eigenthümlich zu Muth gewesen war den Tag über, so daß sie nichts hatte arbeiten können und geweint hatte, als Theodor sie angefahren, weil sie das Clavier geöffnet, — und sie war es doch von ihm gewohnt.

Auch über Johannes Bildermappe hatte sie sich nicht freuen können, es war, als trennte das reiche Leben seiner Vergangenheit sie und ihn, alles Das hatte er gesehen und trug er noch in sich! Jetzt, wo sie Arm in Arm über die Steine der Straße so zu sagen wegkletterten, war es Alles wie fortgeblasen, sie kauften lustig ihre Lichte, gingen in's Hôtel, sie wartete, bis er mit Schlüssel und Hausknecht zurückkam, dann über den Markt, wo vor der Conditorei eine Menge Bekannter saßen, durch die Mühलगasse vor's Lindenthor.

„Maily,“ sagte Johannes, sie mit kritischen Blicken anschauend, „Dir müßte ein spanischer Spitzenchleier sehr gut stehen; ich habe neulich einmal einen gekauft, der mir sehr gut gefiel, thust Du mir die Liebe an, ihn zu tragen?“

Sie lächelte nur.

„Aber,“ fuhr er fort, „ich muß ihn Dir selbst umlegen, so, wie es kunstgerecht ist. Weißt Du, an dem Abend, an dem ich meine Salons eröffne, mußt Du in spanischem Costüm die Eingeladenen empfangen! Du hast eine spanische Physiognomie.“

„Das ist eigen, Großmama war eine Engländerin!“

„Vielleicht hatte Dein Vorfahr mütterlicherseits sich schwimmend von der Armada gerettet, fand Gnade in den Augen einer nordischen Maid — alles Das, damit ich in späteren Jahrhunderten einen unverfälschten spanischen Typus an Dir bewundern sollte! Mein Gott, wie ungern gehe ich zu Fuß! Es muß von meinem Alter kommen, ich bin froh, daß wir endlich am Thor sind!“

Es war stockfinster im Garten.

„Ihr habt hier verteuftelt schwarze Nächte,“ rief Johannes dem Hausknecht zu.

„Wird wohl sein, wie allenthalben zwischen acht und neun Uhr Abends,“ antwortete dieser ruhig.

„Sehr geschelter Kerl das, Maily! Er sucht Trost gegen das Einzelne im Allgemeinen. Der Norden ist wirklich das Heimathland der Vernunft,“ sagte Johannes.

„Aber diese Nachtexpedition, Johannes, entstand dann in einem süblichen Hirn!“

„Du findest sie unvernünftig? Ist nicht möglich! Sieh, jetzt sind wir schon im Hause!“

Sie standen wirklich im ersten Zimmer, aus denen ihnen eine schwere, feuchte Luft entgegenströmte.

„Reizend! wie im Keller!“ rief Johannes und suchte einige brennende Lichte in Vasen unterzubringen. „Mich stört nur die Teppichlosigkeit, sonst ist Alles einfach, aber mit gediegenem Geschmack. Das muß alte Berg'sche Einrichtung sein, Gilly's Einfluß wird sich dann wohl in irgend einem coquetten demimonde Boudoir äußern. Richtig, da haben wir es ja, hellroja Atlas und nicht einmal echter, die ganze Gilly!“

„Kennst Du Frau von Berg?“ fragte Maily.

„Wie meine Westentasche und achte sie ebenso.“

Während Johannes dann den Diener anstellte, einige Lichte mit Hülfe einer im Flur stehenden kleinen Leiter auf einem Kronleuchter im Eßzimmer zu befestigen, setzte er sich mit Maily in's Boudoir. Durch die offene Thür konnte er den Hausknecht beobachten.

„Komm, Maily,“ sagte er, „setz' Dich einmal auf mein Knie, und laß mich Dich schaukeln!“

„Nein, Johannes,“ entgegnete sie lachend, „dazu bin ich zu alt!“

„Ich bin immer noch doppelt so alt wie Du, thue was ich Dir sage, sonst befehle ich es Dir, als Dein älterer Bruder!“

„Ich bin auch zu groß und schwer dazu!“

„Pöffen,“ sagte er und wollte sie auf sein Knie setzen. „Für Theodor magst Du zu schwer sein, der ist ja nur so ein schwächtiger Knabe!“

Sie aber entwand sich ihm lachend und setzte sich neben ihn.

„Theodor würde an solch einen Unsinn auch gar nicht denken, dazu ist er zu ernst!“

„Ja, es muß eine Freude sein, mit dem zusammen zu leben, das habe ich mir immer vorgestellt, wenn ich mir immer ausmalte, welche Schrecken es für alle meine Sünden geben könnte!“

„Du hast wohl viele Sünden auf dem Gewissen, Brüderchen?“ fragte sie leise.

„Ich? Ich habe nie etwas Böses gethan, denn Das, was mir Freude macht, ohne Anderen Schaden zuzufügen, halte ich für gut!“

Sie schwieg eine kleine Weile, dann sagte sie: „Ist das nicht ein sehr weiter Begriff, Freude und Schaden?“

„Ich halte ihn für sehr genau begrenzt. Wenn ich Dich jetzt zum Beispiel küsse, macht es mir Freude und thut Dir keinen Schaden!“

Sie lachte: „Du küßt wohl sehr gern?“

„Im Gegentheil, sehr selten, nur Dich gern!“

„Warum hast Du mich lieb? Du kennst ja so viel bessere Frauen!“

„Erstens halte ich Dich für die Beste, und dann mußte es mir wohl so bestimmt sein, daß ich gerade Dich lieben sollte!“

„Ist das nicht ein Unglück, Johannes?“

„Was für ein Kind Du bist! Lieben ist ja ein Glück, das größte Glück auf dieser Welt!“

„Ja, wenn man sich heirathen kann, aber“ — — —

„Heirathen! Was hat heirathen mit der Liebe zu thun; sie steht weit über den Convenienzbegriffen, zu denen die Ehe gehört!“

„Ich muß wohl sehr dumm sein, daß ich es nicht verstehe,“ sagte sie, „denn Du mußt wohl Recht haben, Du weißt ja Alles besser, als ich, aber Deine Begriffe verdrehen mir ganz den Kopf.“

Da war der Hausknecht mit seiner Arbeit fertig und nun wurde Stück für Stück der Möbel untersucht und aufgeschrieben, was noch zu beschaffen wäre.

„Im rosa Zimmer darf aber kein Stück, nicht einmal die Tapete bleiben, wie sie ist,“ sagte Johannes, „das wird Dein Zimmerchen, in das kein Fremder treten darf. Das wird unser Schmuckkästchen, in das wir alle unsere Geheimnisse verschließen, Du allein bekommst den Schlüssel, und ob ich zu Hause bin, oder aus, findest Du das immer bereit!“

Maily strahlte wie ein glückliches Kind, dem man eine neue Puppe geschenkt hat.

Johannes hatte die folgenden Tage vollauf zu thun. Er mußte seine Bibliothek ordnen und Vorlesungen beginnen, wenn er auch mehr, als je entschieden war, nicht lange in Wandlow zu bleiben und sich die Zeit nur möglichst zu verkürzen gedachte. Er ließ sich in's Officierkasino einführen, um all den Herren vorgestellt zu werden, ihnen Besuche machen und sie einladen zu können, den Herren vom Gericht und den städtischen Behörden gleichfalls, kein An-

derer hätte so an Alles denken können und so viel wirklich durchsetzen.

Die ganze Stadt war voll von dem bevorstehenden Fest, aber meistentheils sprach man sich sehr mißfällig darüber aus. Man liebte keine Ueberstürzungen und vor allen Dingen keine Neuerungen. Einige Familien fanden es sehr unpassend, daß er, ein Junggeselle, Damen mit einlud, andere meinten, er hätte doch abwarten können, daß man ihn eingeladen und ihm dokumentirt hätte, man wünsche Umgang mit ihm; wem er jedoch persönlich begegnete, dem fiel das Ungewöhnliche an dem ungewöhnlichen Mann nicht mehr auf.

Auch Gilly von Berg war eingeladen und hatte geantwortet, sie würde sich sehr freuen, ihn wiederzusehen und seine Frau kennen zu lernen.

„Die Kaze!“ sagte Johannes lachend beim Empfang ihres Billets.

Am Abend des Festes stand Maily schon seit einer Stunde fertig da, in dem spanischen Costüm, das Johannes für sie hatte machen lassen, als er kam, um ihr den schwarzen Schleier selbst anzustecken, und um sie und Theodor heraus zu sich zu holen. Theodor war in diesen Tagen nicht mit sich einig geworden, ob er sich über Johannes beklagen oder moquiren sollte. So that er abwechselnd bald das Eine, bald das Andere, und er hatte noch nie eine so geduldige Zuhörerin an seiner Frau gehabt für alle beide Stimmungen. Außern that sie nichts, aber das hatte sie ja auch nie ihm gegenüber gethan.

Sie war ein wenig ängstlich, wie Alles ablaufen würde, als sie aber Johannes so ruhig und lustig sah, fühlte sie sich auch gedeckt, zumal er sie sehr schön fand. Sie hatte

sich selbst nicht recht wieder erkannt; war sie das wirklich? Sie hatte einen so merkwürdig fremden Ausdruck und war so bleich, was ihrem dunkelen Teint gut stand und die Haare noch blauschwärzer erschienen ließ; — die Veränderung war wahrscheinlich durch die fremdartige Kleidung bewirkt.

„Wie viel wird Dir denn dieser Zauber kosten, Johannes?“ fragte Theodor, „so mehrere Tausende, ein hübsches Sümmchen, nicht wahr?“

„Mit den Blumen, die ich habe kommen lassen, dem Feuerwerk, der Einrichtung, kurz Alles in Allem wird es doch nur so an 5000 sein,“ meinte Johannes, gleichgültig.

„Donnerwetter! man merkt, daß Du nicht von Deinem Professoren-Gehalt lebst!“

Johannes zuckte mit den Schultern.

„Wenn Dir Dein Zimmer nur gefällt, Maily,“ sagte er, das ist die Freude, die ich mir für heute Abend gemacht habe, Dich da hinein zu führen!“

Theodor kannte die Geschichte, daß Maily, weil sie das Haus mit ihm entdeckt, dort ihr eigenes Zimmer haben sollte, er fand es eine überflüssige Höflichkeit, hatte sich aber vorgenommen, in der Sommerhitze dort draußen zu arbeiten, weil sein Zimmer in der Stadt etwas eng und heiß war.

Alles war schon blendend erhellt, Garten und Villa; ein Duzend Diener erwarteten die Gäste im Vorgarten.

„Wo hast Du denn die Menschen Alle her?“ fragte Theodor.

„Alle kommen gelassen, hier versteht ja kein Diener zu serviren!“

„Solch' ein Unsinn, Johannes, du bist wirklich etwas verrückt!“

Maily schwieg. Er hatte es Alles für sie gethan. Sie kam sich wie eine Feenkönigin vor, wie durch Zauber belebte sich Alles nach ihrem Wunsch!

Er führte sie erst durch die Empfangsäule, kostbare Gewächse gaben ihnen ein fremdes Aussehen, dann hielt er an der Boudoir-Thür an.

„Jetzt paßt auf, Kinder, ob ich vergeblich Kunstfönn predige, wenn's Euch nur gefällt!“

Eine Malbasterlampe warf ein milchweißes Licht in den dunkelrothen Raum. Die Wände waren mit Atlas ausgeschlagen, die Ecken des Zimmers bargen weiße Figuren, die aus blühenden, dunkelen Rosensträuchen heraus lugten; in der Mitte des Zimmers ein kleiner Springbrunnen wohlriechenden Wassers, um ihn herum kleine zierliche Goldmöbel ein Pianino, ein kleiner vergoldeter Schreibtisch und ein Nähtisch, die wahre Puppenstube; an den Wänden auf Consolen kleine Marmor-Statuetten.

„Kein Spiegel, damit Deine Frau nicht eitel-wird,“ wandte sich Johannes an Theodor, der nur zu entgegenen wußte:

„Solch' einen Unsinn hätte ich doch selbst Dir nicht zugebraut!“

Maily schwieg wieder, aber sie war ganz fahl geworden; er nahm ihr die Einhüllung ab und sah sie dann an. Sie sah mächtig groß aus in dem hellgelben und schwarzen Seidengewande, die Ruhe ihrer Bewegungen gab ihr ein Grandezza.

„Du siehst heute Abend 10 Jahr älter aus, als Du

bist," sagte dann Johannes, aber er sah sie so glücksstrahlend an, daß es ihr die größte Schmeichelei schien, die er hätte sagen können.

„Du bist zwar ein Goldonkel, Johannes," begann Theodor von Neuem, „aber dabei mußt Du Dich doch ruiniren!"

„Sich ruiniren für etwas, was es werth ist, ist ja die Kunst des Lebens!" und er konnte seine Blicke nicht von Maily wenden.

„Ich danke Dir Johannes," sagte sie endlich und sah ihn an, „aber Du verwöhnst mich zu sehr!"

Dann kamen die ersten Gäste. Maily war wie im Traum, hätte sie nicht von Natur eine so ruhige Ungeniirt-heit gehabt, hätte sie ihren Platz garnicht ausfüllen können. Ihr Kopf war wie gelähmt, sie wußte kaum was sie sagte, hin und wieder nur begegnete sie Johannes Blicke, und ihre Augen versenkten sich in einander. Ihr war zu Muth, als sei sie nicht sie, als sei auch er nie gewesen, und der ganze Fastnachtscherz, der sie umgab, ein Traum, den die Uhr die große, alte Uhr daheim, in der Kinderstube zerstreuen würde, und als sollte der Mutter Stimme gleich rufen: „Mariechen, es hat 7 Uhr geschlagen, Du mußt aufstehen." — —

Johannes war der schweren Aufgabe, die Fülle völlig fremder Menschen zu empfangen und zu beleben ganz gewachsen, er hatte schon viel Schwierigeres zu Stande gebracht, und das reichhaltige Programm, das für den Abend vorbereitet war, half ihm dabei. Militairmusik im Garten; im kleinen Saal der Villa ein Streichquartett für Musikliebhaber, ein Zimmer mit Whisttischen, Feuerwerk, nachher Tanz, da-

zwischen alle erdenklichen materiellen Genüsse, gedeckte Tafeln im Freien und im Hause. Und Alles verlief programm-mäßig!

Johannes erwartete Gilly von Berg mit einer gewissen Spannung, es war spät geworden, und sie war noch nicht erschienen. Plötzlich bemerkte er sie in einer Gruppe von Herren. Als er auf sie zu ging, rief sie ihm entgegen:

„Sie wundern sich wohl, wie ich herein gekommen bin, ohne den Empfangs-saal zu passiren? Aber ich weiß in meiner Villa besser Bescheid, als ihr neuer Besitzer und bin von der anderen Seite angefahren, um mich unbemerkt unter ihre Gäste mischen zu können. Ich habe auch schon die herrlichsten Entdeckungen gemacht!“

„Welche denn, meine schöne Feindin?“

„Daß Ihre Schwägerin sterblich in Sie verliebt ist, war mir die wichtigste, und habe ich sie auch schon möglichst verbreitet aus Rache!“

Johannes hätte die zarte Gestalt, die im weißen Spitzenkleide vor ihm stand, wie einen Wurm mit der Hand zerdrücken mögen, aber er lachte scheinbar herzlich auf und sagte:

„Meine kleine Maily? Da irren Sie sie sich doch endlich einmal, soll ich sie Ihnen nicht vorstellen? Nein, das muß ich doch gleich meinem Bruder erzählen, die Geschichte ist zu köstlich!“ Dabei pochte ihm das Herz vor Wuth.

„Ich habe nur auf den Busch klopfen wollen,“ entgegnete sie, nun auch lachend, „ich finde Ihre Schwägerin nämlich sehr schön.“

Johannes athmete auf. „Das ist sehr großmüthig von

Ihnen," erwiderte er dann galant. „Erlauben Sie, daß ich sie Ihnen vorstelle?“

„Ehrlich gestanden, habe ich einen Abscheu vor Küchen-
gesprächen, und was ich von Frau Bellmann gehört, läßt
mich befürchten," . . .

„Sie scheinen die Welt von Bergow aus sehr gut zu
controlliren?“

„So wie sie mich!“

„Bis wie weit gestatten Sie ihr die Controlle?“ fragte
er in seinem unverschämten, zweideutigen Ton.

„Das kommt auf die Person an, die gerade die Welt
repräsentirt!“

„Das weibliche Geschlecht ist da wohl nicht am Platze,
da die Person wohl stets ein mehr oder weniger junger
Lieutenant sein wird!“

„Lieutenants haben ihre Vorzüge, erstens bekommen sie
nie den Arbeitsraptus, wie gewisse andere Personen," ent-
gegnete sie leichtthin, „zweitens tanzen sie süperb!“

„Wollen Sie meine Kunst nicht einmal auf die Probe
stellen?“

„Nein, ich bezweifle Ihre Meisterschaft durchaus nicht,
aber Herr von Sims hat mich zum nächsten Tanze engagirt,"
und damit schwebte sie davon.

„Er denkt," sagte sie sich, leise lächelnd, „nach diesem
Ball, den er für mich arrangirt hat, werde ich ihm gleich
in's Netz fallen! Nein, Herr von Stein, Sie sollen recht
lange in dem meinigen zappeln!“

Johannes war wirklich etwas durch ihre Kühle betroffen
und bemühte sich den ganzen Abend außerordentlich um sie.
Er hatte sich vorgenommen, einen Beweis besonderer Gunst

von ihr vor der Welt zu erlangen, sie schlug ihm aber sogar die Rose aus ihrem Bouquet ab, die er sich zum Abschiede erbeten hatte.

Erst gegen 4 Uhr Morgens nahm das Fest sein Ende. Maily war todtmüde, mit wirren Augen, Johannes fuhr sie und Theodor wieder in seinem Wagen nach Hause. Dann, anstatt zurückzukehren, denn ihm ekelte vor dem vertanzten Räumen, in die das Morgengrauen nun Tageslicht werfen würde, fuhr er geradeaus, auf der Chaussee entlang, die nach Bergow führte. Man fuhr auf ihr zwar nie mehr dahin, sondern immer mit der Bahn, aber er dachte sich aus, daß er hinkommen und die kleine Cilly an beiden Schultern packen und tüchtig schütteln würde, für alle ihre verstockte Boshaftigkeit.

Als er ein Paar Stunden so gefahren, ließ er an einem Dorfkrug anhalten, sich eine Stube geben und schlief, während sich auch die Pferde ausruhten, bis nach Mittag.

Auch Maily schlief lange. Sie träumte, daß sie mit Johannes einen Berg bestieg, plötzlich erfaßte ihn ein Schwindel, er war im Begriff zu stürzen, sie aber hielt ihn, umklammerte seine Kniee und rief: „nein Du mußt leben, immer und ewig, laß mich für Dich sterben,“ und damit stürzte sie hinab in einen bodenlosen Abgrund.

„Ich wünschte, es wäre wahr,“ sagte sie beim Erwachen, „ich wünschte, ich könnte einmal vor ihm knien, und für ihn sterben!“

Der Sommer war vergangen, und es war Herbst geworden.

Maily ging unruhig in ihren Zimmern auf und ab. Schon vor den Ferien hatte Johannes seinen Urlaub ange-

treten, ihr Johannes, denn sie hingen an einander mit Banden, die, wie sie fühlte, weit über Welt und Menschen reichten. Er hatte seit vierzehn Tagen nicht geschrieben, viel hatte er nie geschrieben, aber doch regelmäßig. Theodor war nicht zu Hause, Maily hätte ihrer Mutter schreiben sollen, sie hatte die Tage schon lange nicht eingehalten, — aber sie konnte nicht, sie mußte erst hinaus in ihr rothes Zimmer, in dem sein Geist noch lebte.

„Walter,“ rief sie dem Gärtner zu, als sie draußen angelangt, „haben Sie endlich Nachricht vom Herrn?“

„Ja wohl, aber was er schreibt, soll ich der gnädigen Frau nicht sagen, der Herr will's ihr mündlich mittheilen!“

„Er kommt also?“

„Ja, nächster Tage, wir sollen Alles bereit halten!“

Maily wurde ganz schwindlig vor Freude und setzte sich in ihr Zimmer, denn oft hatte sie gefürchtet, er käme überhaupt nicht wieder nach Wandlow.

Walter folgte ihr: „Und warum soll ich es nicht sagen? Die gnädige Frau wird sich so darüber freuen!“

„Wenn es der Herr aber doch nicht will!“

„Ach was, ich thue es doch,“ entgegnete der geschwätzige Alte: „der Herr hat sich verheirathet!“

Maily drehte ihm ein versteinertes Gesicht zu: „Verheirathet!“ wiederholte sie mechanisch.

„Ja, mit Frau von Berg, ich dachte es mir längst schon, der Herr fuhr so oft hinüber!“

Maily sagte: „Das ist ja schön!“ und nahm ein Buch in die Hand, damit der Mann sie verlasse, dann, als sie allein war, legte sie den Kopf an die Lehne des Sessels und schloß die Augen. Sie dachte nichts, es war, als ob ein

Schlag sie gelähmt hätte, sie konnte nur auf ihr eigenes langsames Herzpochen horchen und fühlte, wie ihr das Blut durch die Adern rann. So saß sie wohl eine halbe Stunde, nicht ohnmächtig aber besinnungslos. Dann öffnete sie die Augen und sah durch das Fenster das noch dunkelgrüne Laub der Bäume, sah, wie die Blätter unaufhörlich sich hin und her bewegten und glaubte ihr Rauschen und Flüstern zu hören.

„Er ist verheirathet,“ sagte sie dann halblaut. „Er wird mir sagen, daß das mit unserer Liebe nichts zu thun hat! Er wird mich wieder anschauen mit den vollen, warmen Augen, der liebe Mann, aber ich — will sie nie wiedersehen!“

Sie stand auf, warf einen Blick auf jeden Gegenstand des Zimmers, den gleichgültigen gezwungenen Blick, der dem Gedanken, nicht dem Gefühl entspringt und ging dann nach Hause. An der Ecke der Chaussee, wo das Straßenpflaster begann, schaute sie sich noch einmal um: Die kleine, weiße Villa lag da in den dunkelen Bäumen, wie damals, als er sie zuerst erblickt, und sie ihm so gefallen. Damals! — Wann war das gewesen? Die Zeit hatte lange aufgehört in ihrem Denken zu existiren, ja, ihr war mit einem Mal, als hätte das Denken selbst still gestanden, als wäre sie im Traum gewandelt von dem Tage an, wo er sie „Maily“ genannt bis auf heute. Aber wie sie ging und ging, wurde ihr das Herz immer schwerer und der Kopf immer leichter und klarer. Was war aus ihrem Leben geworden! Sie eilte vorwärts, sie wollte der Erkenntniß entfliehen, und je mehr sie eilte, je deutlicher wurde sie ihr.

Theodor saß an seiner Arbeit, wie immer; sie trat in sein Zimmer, wollte sie ihm etwas sagen?

Er schaute nur ein wenig auf und sagte:

„Drei Mal habe ich klingeln müssen, bis mir die Lampe gebracht wurde; das Mädchen wird immer nachlässiger.“

Maily schwieg. Sie nahm einen Stuhl und setzte sich an's Fenster; sie sah jetzt auf die Straße, auf die kleinen, mit rothen Ziegeln gedeckten Häuser gegenüber, und wieder sah sie nichts, obgleich sie die Augen weit öffnete.

„Drüben in Deinem Zimmer liegt ein Brief von Mama,“ sagte Theodor, „ich habe ihn erbrochen, sie beklagt sich, daß Du so lange nicht geschrieben hast!“

„Ich werde ihr gleich antworten,“ erwiderte Maily, blieb aber ruhig sitzen. Nach einer Viertelstunde drehte sich Theodor wieder um:

„Was hast Du denn, ich denke Du wolltest schreiben?“

„Mir thut der Kopf etwas weh,“ sagte sie leise, indem sie aus dem Zimmer ging.

Sie zündete sich ein Licht an und setzte sich an den runden Sophatisch, las den Brief der Mutter und holte sich Papier und Schreibzeug.

Doch dann saß sie wieder vor dem leeren Papier; sie wußte nicht, was sie sagen sollte.

„Liebe Mama,“ schrieb sie endlich, „Ich sehne mich sehr nach Dir,“ und dabei fing sie an zu weinen, aber nicht vor Sehnsucht nach der Mutter, „mir ist so viel in letzter Zeit nicht nach Wunsch gegangen, doch so muß es wohl in der Welt sein! Mir ziehen durch den Kopf so wunderbare Gebilde“ — — — doch dann hörte sie auf und zerriß den Anfang.

„Dabei müßte ich ihr noch einmal schreiben,“ sprach sie langsam vor sich hin, „aber ich kann nicht!“ Und wieder saß sie regungslos da, bis Theodor kam, ihr zu sagen, es sei Zeit zum Schlafengehen.

Ob sie geschlafen, wußte sie am frühen Morgen selbst nicht, sie wußte nur, daß sie noch immer nicht gefunden, wie es geschehen könne.

Die Sonne schien kühl und bleich, als sie in den Garten trat, sie ging unter die Kirschbäume und setzte sich auf die grüngestrichene Bank. Dann schaute sie hinauf in die dunkelen Geäste, ob dieselben sie wohl tragen würden? Ihr kam dabei wieder eine Thräne in die Augen, aus Mitleid mit den lieben Bäumen. Nein, sie wollte nicht undankbar sein, und ihnen den Schatten und die Kühlung, die sie ihr in den lang vergangenen Tagen ruhiger Zufriedenheit gespendet, so schlecht lohnen! Am Liebsten wäre sie da draußen in dem rothen Zimmer gestorben, aber wie konnte sie sein Haus entweihen? Was sollte sie nur machen? Nie durfte Jemand ahnen, daß es freiwillig geschehen! Die Stunden vergingen langsam, schon schlug es Mittag, was blieb ihr denn? Und wie sie noch so da saß, hörte sie plötzlich ein heftiges Klingeln an der Hausthür, das bis in den Garten schallte. Von einer Art Entsetzen gepackt, sprang sie auf: das mußte Johannes sein, und wie irr eilte sie aus der kleinen Pforte des Gartens hinaus in die Straße, dem Wasser zu, dem unheimlichen Wasser, das träge sich in's Meer schleppt. —

Hat das sie rein gewaschen von der Schuld, oder trug sie am Ende gar keine Schuld?

Eine alte Geschichte.

„Und wenn nun der Tag käme, wo er Dich nicht mehr liebte?“ und die bleiche Frau schaute mit matten Augen in das erregte Gesicht ihrer Tochter, die vor ihr kniete, und deren strahlender Blick dem ihren begegnete.

„Wenn er mich nicht mehr liebte? Dann würd' ich Sonn' und Mond vom Himmel holen, um mich mit ihnen zu schmücken, dann würd' ich den Kreislauf der Welt hemmen, um ihn an mich zu bannen! Er mich nicht lieben? Wie kannst Du es nur sagen, Mutter! Er muß mich ewig lieben, denn in mir hat er die gefunden, die er immer gesucht. Kannst Du mein Glück denn fassen? Er liebt mich, er, der Inbegriff alles Hohen, das Ideal meiner Träume, der Schützling der Götter, er liebt mich!“

Sie schwieg und barg ihr erröthetes Gesicht in den Schooß der Mutter. Auch diese schwieg und schaute hinaus auf den Flieder, der im Abendwind mit den schönen, großen Blättern rauschte; sie schwieg, denn auch sie hatte den Zauber des seltenen Mannes empfunden, und wenn sie erbleicht war bei der Freudenkunde, welche die Tochter ihr gab, war es mehr vor einem unbestimmten Vorgefühl von Leiden gewesen, als vor Ueberraschung. Was war natürlicher, als das diese

beiden, reich von der Natur begnadeten Menschen sich gefunden, konnte er, der Abgott der Hauptstadt, dessen Talent an's Genie reichte, der vom Glück stets begünstigte Musiker daran zweifeln, daß die schönste und die begabteste Frau sein werden würde? Und sie, die sich ihrer äußeren Vorzüge nur freute, weil sie ihr das Recht gaben, in der Wahl des Gatten allein ihrem Herzen zu folgen, sie, die sich in den Reihen der besten Männer vergebens nach dem umgeschaut, zu dem ihrer Seele Sehnen sie trug, war sie nicht wie für ihn geschaffen, war sie nicht die einzige, die im Stande sein konnte, solch' unworbenes, wandelbares Künstlerherz für immer zu fesseln?

Es war ein stolzes Paar, das einige Wochen, nachdem der Fliederstrauch bei dem Liebesgeständniß Dora's gerauscht, vor dem Altar zusammengegeben wurde. Es war noch immer Frühling, nur hatten sich die helllila Blüthen erschlossen und sie drängten sich an das Saalfenster, vor dem das Sopha stand, auf dem die junge Frau, noch im Brautkleide, saß, während ihr Mann zu ihren Füßen von seinem Glück, von seiner Liebe sprach, sich ihr zu eigen gab in den heißen Wortgebilden, die so innig über die schmalen Lippen flossen.

Die Villa da draußen, in der Dora geboren, hatte die Mutter ihr und ihrem Gatten eingeräumt. „So wird er eingewebt in alle meine Erinnerungen und eins mit meiner ganzen Kindheit,“ hatte Dora glücklich gesagt, als die Mutter ihr zuerst von dem Plan gesprochen, „dann machen wir keine Hochzeitsreise, dann wollen wir im Gedanken zusammen in unsere Vergangenheit zurückpilgern, ihr wollen wir leben inmitten der glücklichen Stunden, die doch nur der Augenblick der Gegenwart beherrscht!“

So viele Frauen hast Du schon geliebt, Harry," entgegnete Dora auf eine seiner Beichten und sah ihn ängstlich an, „so viele, und keine, wirklich keine hat Dich so ganz verstanden, wie ich Dich?"

„Nein, keine!“ und er lächelte und fuhr mit der Hand durch die lockigen, braunen Haare, oder er setzte sich an's Clavier und spielte mit all der Gluth seiner Leidenschaft für sie, was ihm der Augenblick eingab, oder er lag zu ihren Füßen, wie an jenem ersten Abend und sprach von seinem wilden Leben und gestand ihr Alles, und wenn sie erschrecken wollte, schaute er sie an mit den Augen, die so kindlich aussehen konnten, wenn der Mund so häßliche Dinge äußerte.

„Siehst Du es nicht daran, daß ich Dir Alles sage, wie ich Dein bin? Ich würde mich eines Gedankens schämen, den ich Dir nicht mitgetheilt! Wenn jeder Mann solch eine Frau hätte, gäbe es keine Heimlichkeiten mehr in der Ehe!“

Sie schenkte ihm gleiches Vertrauen: Die vielen Kleinheiten ihres früheren Lebens, die eigene Art Gefallsucht, die sie an sich selbst bekämpft, den Stolz, immer anders sein zu wollen, als Andere, Alles gestand sie ihm ein; auch sprach sie ihm von ihrem Vetter, der im Krieg gefallen, und dessen Frau sie zu werden gehofft und von ihrem Schmerz, den sie damals für unverwindbar geachtet, bis Harry aufsprang und rief:

„Schweig', Dora, oder ich muß dein Bild noch jetzt in Stücke reißen, ich laß' das Grabdenkmal vernichten, auf dem Du geweint! Wäre der Mann doch nie gewesen!“

Dann hörten die Wochen, in denen sie sich ausschließlich angehören konnten, auf, und ein neuer Reiz des Lebens entstand daraus, wenn sie sich heimlich unter Anderen mit den

Augen fanden, und ihr Glück in die Arbeit hineintrugen. Denn Harry arbeitete viel; wenn er etwas componirt oder geschrieben und seine geistreichen Gedanken in eine Form gebracht, um seine Frau daran Theil nehmen zu lassen, und er ihr Urtheil so viel bedeutender, als das der Fachmänner fand, wenn in dem Erschließen der Anschauungen sie immer tiefer und tiefer drangen, bis sie die letzte Faser des Seins erfaßt zu haben glaubten, — dann lehnte Dora das Haupt zurück und sagte langsam, in's Blaue schauend: „Es ist nicht in Worten wiederzugeben, was es für Glückseligkeit im Zusammenleben mit des Anderen Seele giebt! Kann es so bleiben, kann solches Glück bestehen?“

Und er lachte wieder und fuhr wieder durch das braune Lockenhaar: er kannte überhaupt nur Glück. „Was sollte zwischen uns treten? Giebt es auf Erden oder im Himmel Etwas, das uns die Freude, die wir an einander haben, rauben könnte? Wir müßten ja irrsinnig werden, um nicht in einander das höchste Glück zu finden!“ entgegnete er.

Die Welle des Lebens rauschte höher und höher, das Glück schwoll mächtiger an, und als der Eiswind aufhörte, den Garten zu erstarren, als der letzte Schnee, der Märzschnee, zu thauen begann, da wiegte Dora in ihren Armen ein Töchterchen, und Harry schaute auf der kleinen Erna Züge mit dem unverhohlenen Staunen, der geliebten Frau Bild in dem kleinen Wesen, das sein war, wiederzufinden.

„Zwölf Kinder möchte ich haben,“ sagte sie, „daß Dein Bild verewigt auf die unendlichen Geschlechter komme, daß Dein Geist in seinen Funken die Jahrtausende überdauere,“ denn sie sah in der Tochter Linien nur sein Bild.

Doch war sie schwer die Trennung, die des Kindes junges Leben ihnen auferlegte, Harry mußte ohne Dora einige Monate in die große Welt gehen, er mußte auch seine Arbeit allein fortsetzen; wenn er dann aber an ihrem Lager die farbenreichen Bilder seines Lebens wiedergab, wenn sie nur aus dem Spiegel seiner Augen die Existenz sah, da erschien sie ihr fast schöner noch, als früher.

Im Sommer reisten sie und endlos, immer wachsend schien das Glück, immer reicher entfaltete sich das mächtige Talent des Einen, die geistvolle Empfindung des Anderen.

Wieder kam der Winter und rollte rauschend an ihnen vorüber, kein fremdes Bild reichte in ihre Seelen, und als der neugierige Flieder wieder seine hellen Blüthen in den großen Saal hineinschauen ließ, sah er oft Mutter und Kind tanzen nach den geistvollen Melodien, die des Vaters Meisterhand dem Instrument so zauberhaft weich zu entlocken wußte.

Als der Mai vergangen, wurde es sehr heiß, doch durften sie nicht in die Berge flüchten, weil die große Musikaufführung stattfinden sollte. Dora war viel allein, da ihr Kind leidend gewesen, und sie darum oft nicht mit in die Stadt hineinfahren konnte. Sie saß dann in der Laube und sagte sich oft:

„Ich leide in diesem Jahre merkwürdig durch die Hitze, die Luft erscheint mir immer schwül!“

Eines Abends saß Harry in alter Weise neben ihr, aber er war zerstreut und spielte mit einem Stock im Sande.

„Bist Du nicht wohl?“ fragte sie besorgt.

„Nicht ganz, Dora, und ich will es Dir lieber gleich sagen: ich habe Angst, mich in die Gaston zu verlieben!“

Seine Frau lachte silberhell auf.

„Mir ist nicht bange!“ entgegnete sie liebenswürdig.
„Du solltest Dich in eine Sängerin verlieben? Nein nimmer!“

„Und wenn es nun doch geschähe,“ fuhr er fort, dankbar in ihre Augen schauend und ihre Hand küssend, „Du würdest mir über das Gefühl forthelfen, nicht wahr, Du hast mich ganz lieb?“

Sie warf sich in seine Arme.

„Mir ist nicht bange,“ wiederholte sie, „was wir einander sind, waren sich noch nie zwei andere Menschen, und werden sich auch nie zwei andere sein. Wie schön Du bist, und wie lieb ich Dich habe!“ und sie schaute wie trunken in seine Augen.

Jetzt hatte sie ihn erst ganz lieb; jetzt brauchte er sie ja. War es möglich gewesen, daß solche Liebe noch wachsen konnte? Ja, sie war gewachsen, weil an ihre Großmuth appellirt worden war, jetzt erst gab Dora sich ihm so ganz und gar hin.

„Welch' einzige Frau Du bist!“ sagte er oft, aber er sagte es aus einer Ueberlegung, nicht aus einem Gefühl. Dora vertraute ihr Töchterchen der Mutter an, die in's Gebirge reiste, um sich ausschließlich ihrem Manne weihen zu können. Sie begleitete ihn überall, sie bezauberte, wo sie erschien, es war etwas über sie gekommen, was ihr früher noch gefehlt, sie wollte gefallen, und so wurde sie die Königin aller Feste.

Harry sah es Alles und schien stolz darauf. Hinreißend benahm Dora sich zu der schönen, gefeierten Sängerin Felicie Gaston, sie überbot ihren Mann in Aufmerksamkeiten zu ihr.

„Sie ist reizend,“ sagte sich Harry bei jeder Gelegenheit, „sie ist vollkommen,“ aber er seufzte nach einer Unvollkommen-

heit. Sah er die Gaston umschwärmt von einer Schaar Anbeter, litt er, sah er, daß sie Einen bevorzugte, hätte er vor bitterem Schmerz aufschreien können. —

„Ich habe gesiegt,“ sagte sich Dora, als die fremden Musiker die Stadt wieder verlassen, und sie ihr goldgesticktes dunkles Sammetkleid ablegte. Sie hatte herrlich ausgesehen in dem fantastischen Gewande, mit der feinen Weiße ihres Teints, dem hellen Blond der Haare, die mit Diamanten übersät waren. Denn seitdem sie schön sein wollte, um ihm unter Anderen aufzufallen, liebte sie auch ihren Reichtum zu zeigen.

„Er soll es sehen, der kleine Sterbliche, daß mich die Götter mit allen Vorzügen ausgestattet haben!“ hatte sie zu sich selbst gesagt.

Und das war an demselben Tage, an dem Harry der schönen Félicie Gaston seine Liebe bekannte und sich verschwor, nie wieder seine Herzenszustände seiner Frau einzugestehen!

Und doch — am nächsten Tage, als sie in dem langen, weißen Gewande wie ein Kind da lag und ihn schelmisch anlächelte, als sie fragte: „Ist es Dir schwer, daß sie fort ist?“ da entgegnete er:

„Sie ist garnicht fort, sie ist noch hier geblieben!“

Es war aus keinem Gefühl der Liebe für sie, daß er es sagte, nein, es entsprang einer dumpfen Empörung, daß sie so siegesgewiß war.

Glaubte sie ihn etwa gebunden, weil sie legal ein Recht an ihn geltend machen konnte? Das wäre ja empörend. Oder glaubte sie, weil er ihr gestern gehört, müsse er ihr morgen auch angehören?

Sie fühlte, zum ersten Mal seitdem sie ihn kannte, daß er ihr Feindliches dachte, aber sie bezwang ihren Schmerz und sagte ruhig:

„Harry, das ist nicht recht, was Du da denkst!“

Er schaute wirklich überrascht auf.

„Das ist wahr,“ antwortete er dann, „ich war eben unverantwortlich, aber ich habe die Gaston wirklich lieb!“

„Und ich, ich habe Dich lieb, und ich möchte wissen, welche Macht der Erde Dich mir entreißen könnte!“ und sie umarmte ihn stürmisch. Er ließ es geschehen, obgleich er sich lieber gewehrt hätte.

Den ganzen Abend war er fort, und Dora war allein.

„Ich muß es mit etwas Anderem versuchen, ich werde doch nicht gleich erliegen?“ sagte sie sich. „Solch eine glühende Liebe wie die meine muß ja erwidert werden von einem Manne, der die Gradunterschiede fühlt! Vielleicht hätte ich mich ihm nicht so wahr und rückhaltslos hingeben sollen, vielleicht wäre es gut, ich verreiste ein wenig!“

Sie dachte nach, wohin? Sie hatte eine Scheu vor ihrer Mutter klaren Augen, und auch nach Erna, ihrer kleinen Tochter, sehnte sie sich nicht, sie wollte ihren Bruder auf einige Zeit besuchen.

Schon am nächsten Morgen theilte sie ihrem Manne den Wunsch mit, vierzehn Tage auf Schloß Camorn bei ihrem Bruder zuzubringen. Er sah sie wieder mit dem überraschten und erfreuten Blicke an und sagte, sich neben sie setzend:

„Du bist die gescheuteste Frau, die ich kenne, ich möchte Dich für eine Zauberin halten!“

Ihr aber ließen leise Thränen hinab, obgleich sie sich seiner Worte freute.

Er aber fand sie nicht gescheut in ihrem Sinne, sondern nur in dem feinen, da sie ihm die Freiheit gab. Doch rechnete er es ihr nicht an, wie viel Selbstüberwindung es ihr gekostet; er nahm es hin, als ein Glück, das ihm zukam, denn nichts wäre ihm unangenehmer gewesen, als jetzt, wo Herz und Kopf von einer Anderen gefangen gehalten wurden, sich die Schranken anzulegen, die Selbstachtung und Eigenliebe ihn gezwungen hätten, aufrecht zu erhalten.

Dora interessirte sich seit einigen Wochen sehr für anderer Leute Ehen! Sie hatte sich vorgenommen, ihren Bruder und ihre Schwägerin zu studiren. Die Ehe war halb aus Neigung, halb aus Convenienz-Rücksichten geschlossen worden und hatte diese Doppelfärbung behalten.

„Kann das Verhältniß zwischen zwei Menschen denn still stehen? Muß es sich nicht immer nach der einen oder nach der anderen Seite hin entwickeln?“ fragte sich Dora, als sie Arthur mit Anna, und Anna mit Arthur so sah, wie sie vor fünf Jahren gewesen. Er lebte viel im Freien, jagend und reitend, verlangte zu Hause eine freundliche, gleichmäßige Frau, die er stets fand; sie lebte und webte vom Ball zur Reitpartie, von der Wasserfahrt zum Diner.

„Ist das das Leben?“ fragte sich Dora. „Lieber einmal in Harry's tiefbewegte Augen schauen und dann sterben, als die Zufriedenheit Anna's durch ein langes Leben tragen! Gibt es denn ein Leben ohne den Impuls, den die Liebe ihm giebt?“

Sie sagte: „nein!“ in den ersten Tagen, als aber die zwei Wochen vergangen, da war es ihr zweifelhaft geworden, ob dort, auf Schloß Comorn, nicht das Richtige sei, und sie, mit dem falschen Bedürfniß in sich, nicht ein falsches Leben

verlange. „Und doch, wozu ist es denn das Sein, wenn es nicht das All erfasst,“ fragte sie wiederum.

Sie kehrte heim, nachdem sie ihr Kind abgeholt und dem forschenden Blick der Mutter Stand gehalten, sie kehrte heim mit dem festen Entschluß, nie mehr eine Wanderung zu versuchen.

„Ich will ihn nicht zurückerobern, ich will ihm nur so viel Glück sein, wie ich kann, wo er mich braucht, soll er mich immer finden, das ist das Naturgemäße, denn das habe ich nun erfahren, ich kann ohne ihn nicht leben,“ sagte sie sich.

Es war noch immer heiß in der Hauptstadt, der Sommer schien diesmal gar kein Ende nehmen zu wollen.

Harry war nicht zu Hause, als Dora ankam, aber sie war froh, nur in den Zimmern sein zu können, die er bewohnt. Sie fand viele angefangene Arbeiten ihres Mannes vor, es erhob sie, zu wissen, daß er nicht ohne Streben leben konnte:

„Darin werden wir uns immer das Nächste bleiben!“

Ihrem Manne war es sehr recht, daß sie heimgekehrt, er lebte nicht gern allein.

„Hast Du mich lieb?“ fragte sie.

„Sehr lieb!“ war seine Antwort.

„Ausschließlich lieb?“ Er lächelte.

„Bitte, sage nein,“ fuhr sie fort, „wenn es nein ist!“

„Es ist nein!“ sagte er und lachte. Sie lachte auch, aber ihre Hand zitterte, als sie seinen Bart streichelte.

„Dora,“ begann er darauf, „Du bist ein Kind! Du möchtest, daß ich nur Dich lieb habe und das Gaukelspiel der Flitterwochen für ewig dauere. Ich habe Dich so lieb,

wie ein Mann seine Frau haben soll!“ — Er hatte sich in ihrer Abwesenheit Alles schön zurecht gelegt und war zu dem Schluß gekommen, daß sie im Unrecht sei, wenn sie mehr verlange, als er gäbe. — „Ich freue mich, wenn wir zusammen sind, ich rede gern mit Dir, aber ich gehe ohne Schmerz von Dir, so muß es sein, und um das Andere mußt Du Dich nicht kümmern.“

„Ich habe mich nur um das gekümmert, um das Du mir ein Recht gegeben hattest, mich zu sorgen. Du hattest mich gebeten, Dir über eine schwere Zeit fortzuhelfen!“

Das hatte er vergessen. Er begriff nicht einmal mehr, daß er früher auch geglaubt habe, es könne für ihn eine Ausschließlichkeit in der Ehe geben.

„Du mußt mich falsch verstanden haben, Dora,“ meinte er. „Ich sollte je geglaubt haben, ich würde Dich ausschließlich lieben? Aber das ist ja unmöglich, kenne ich mich nicht?“

„Dann möchte ich sterben!“ sagte sie ruhig und schaute weit hinaus in die hohen Bäume.

„Ja! so sind die Frauen!“ entgegnete er bitter. „Sie wollen mir das Recht meiner Natur nehmen, sie wollen sagen: liebe mich, oder ich tödte mich. Ich aber, ich kann nicht lieben auf Befehl, da tödte ich mich selbst lieber!“

„Harry, Harry!“ rief sie bang und fiel mit dem Kopf matt auf die Arme, die lang über den Tisch gestreckt waren, „ich bin keine Frau, wie die anderen Frauen, ich liebe Dich so, daß ich das Leben ertragen will, wenn Dir mein Tod ein Vorwurf wäre!“

„Hast Du nicht Dein Kind, Dora, und das Leben, Deine Kreise.“ — —

„Ja, das Leben,“ unterbrach sie ihn, „das Leben, wie es auf Schloß Camorn ist, wo sich Anna mit den Kindern auf dem Rasenplatz herunterrollt und dann spazieren reitet und sagt, es war ein schöner Tag!“

Sie sagte das so ruhig, daß Harry die Fronie nicht verstand. Er machte Miene fortzugehen, sie aber hielt ihn zurück.

„Geh' nicht so fort von mir!“ bat sie. „Ich nehme jede Bedingung an, aber sei freundlich!“

„Es handelt sich ja nicht um Bedingungen! Ist nicht Alles so, wie es immer zwischen uns war? Ich sehe keinen Unterschied!“ Und sie trennten sich.

Dora brachte ihr Töchterchen selbst zu Bett.

„Du hast ja Dein Kind, hat er gesagt,“ wiederholte sie sich, als Erna schlief, „und die vielen Stunden, wo ich es nicht habe?“

Sie holte sich eine Bibel und blätterte in ihr, dann klappte sie dieselbe aber wieder zu und dachte nach:

„Ja, das Evangelium hat Recht! Die Sonne scheint auf Gerechte, wie auf Ungerechte! Warum da eigentlich gerecht sein? Wenn ein Feld im Sonnenschein ersproßt, wenn es die größte Kraft, sogar zum Besten Anderer, aus ihm gesogen, bleibt er doch nicht länger auf demselben, als auf dem steinigen daneben, das den Unterschied von Sonne, Schnee und Regen nicht fühlt! Mir thut es leid, daß ich nicht zu den Ungerechten gehören kann!“

Sie aber konnte es nicht, denn sie war tief unglücklich. Gab es für sie zwei Stunden Glück, so folgten ihm zwei Wochen Unglück. Angstvoll, mit brechendem Herzen beobachtete sie ihres Gatten Mienen.

Sie selbst wurde dabei launisch, bald trennte sie sich tagelang nicht von dem Kinde, bald, als nun der Winter gekommen, tanzte sie alle Nächte durch. Dazwischen versuchte sie immer mit ihrem Gatten zu reden, fragte ihn immer wieder: „hast Du mich auch lieb?“ „bin ich Dir auch recht?“ bis er nur mit einem Schulterzucken antwortete.

Manchmal, im Begriff in eine Soirée zu gehen, warf sie sich plötzlich schluchzend auf die Erde: „ich kann nicht mehr, ich kann es nicht aushalten!“ und dann riß sie die Perlen aus dem Haar, daß sie in der Stube herumrollten und biß in die Spitzen ihres Tuches.

Um Neujahr kehrte ihre Mutter, die lange in Italien gewesen, heim. Sie sah mit einem Blick in das große, nervöse Auge ihres Kindes, daß sie litt.

„Dora,“ sagte sie, „bist Du mit Deinem Mann entzweit?“

„Nein, Mutter, nein! Das trüg' ich noch, ich aber liebe ihn, und er mich nicht, und ich laß mir das Leben so gefallen! Gib mir keinen Rath, denn ich will nicht einmal, daß er zu mir zurückkehrt, nichts will ich mehr von ihm, — nur meine grenzenlose Liebe will ich überwinden!“

„Dann kann nur Entfernung Dir nutzen; ach, Kind, hättest Du es doch gelernt, Deinen Willen zu zügeln!“

„Laß nur, Mama, laß, gräme Dich nicht,“ erwiderte sie ruhig. „Ich lerne es noch, ich habe schon so viel gelernt! Meinst Du, ich hätte mir Anfangs nicht Gift verschafft, meinst Du, ich hätte nicht oft mit mir gerungen, um diese demüthigende Existenz zu enden?“

Die Mutter sagte kein Wort mehr. Wußte sie, daß es immer so war in der Welt und immer so sein wird?

Dora aber ward ruhiger, als nun das neue Jahr begann. War ihr wohl gewesen, daß sie einmal über sich gesprochen, oder häumte sich die Kraft ihrer Natur gegen die schmachvolle Demüthigung unerwideter Liebe? Sie fing an, sich gern mit etwas zu beschäftigen, sie trat einem Gesangverein bei, sie veranstaltete mit großen Mühen und Kosten einen Bazar für die Armen, der glänzend ausfiel und sie lange in Anspruch genommen hatte, Erna war zwei Jahr alt geworden, also auch schon ein kleiner Mensch, und wenn Dora ihre Visiten machte, spazieren fuhr, oder über irgend eine geistreiche Abwechslung für ihre Soiréen nachdachte, da überkam sie mit jedem Tage weniger bitter der Gedanken: ja, das ist das Leben, die Fülle kleiner und großer Arbeit!

Mit Harry's Reise nach Italien vollzog sich naturgemäß eine Art Trennung, die Dora lange gewünscht, aber nicht brüske hatte herbeiführen wollen. Der Abend vor seiner Abreise ward fast zu einem kleinen Feste. Er spielte ihr vor, und sie freute sich an ihm, wie seit Jahren nicht, ohne jeden Beigeschmack des Persönlichen. Erna lag im Lehnstuhl und hörte andächtig zu.

„Sieh nur,“ sagte Harry, „das richtige Künstlerkind!“

Dora kniete dann neben ihr nieder, und er sah ihre schmale Figur und sagte plötzlich: „Mir scheint, Du bist viel dünner geworden, Dora? Es steht Dir aber sehr gut!“

„Ich bin wohl so, wie ich immer war,“ entgegnete sie leicht hin und setzte sich an das Fenster, in das der Flieder so gern geschaut. Harry stellte sich neben sie und spielte gedankenlos mit ihren blonden, losen Haaren. Ihr fiel der erste Abend ein, wo er dort, auf dem weichen Bärenfell zu ihren Füßen gekniet, und sie schaute sich nach ihm um. „Es

würde ihm nicht mehr stehen, zu knien!“ dachte sie. Er war ein wenig stärker geworden und hatte in den drei Jahren viel von der Elasticität seiner Figur verloren. Der Gedanke, daß er dort knien könnte, wirkte ordentlich unheimlich auf sie, so daß sie aufstand und ihn bat, noch mehr zu spielen. Er that es, dann küßte er sie zärtlich, ordnete noch einige Kleinigkeiten und reiste ab.

„Jetzt sind wir allein, mein Kind,“ sagte sie langsam und nahm Erna in den Arm. Ihr war, als müsse sie ersticken, aber sie unterdrückte jedes Schluchzen, jeden Sehnsuchtsgedanken und las in einem angefangenen Buche. In der Nacht aber, im Traume, mußte sie so furchtbar weinen, daß Erna aufwachte, und dann nahm sie das schreiende Kind in ihre Arme und trug es herum, bis es wieder einschlief.

So kam der Sommer. Der Saal stand leer, in den die Blüthen schauten, Dora war mit der Kleinen in einen anderen Theil des Hauses gezogen, wo sie als Kind gewohnt hatte. Die junge Frau hatte ein thätiges Leben, thätig in der Arbeitslosigkeit, sie hatte sich den Vereinen zugewandt, sie hatte ihre gesellschaftlichen Beziehungen noch ausgedehnt, ja, sie hatte plötzlich mit größtem Eifer die Delmalerei begonnen. Die Mutter schüttelte leise den Kopf über all die fieberhafte Arbeit, aber sie gab Dora scheinbar die Ruhe wieder.

Oft fragte sie sich: „Wäre ich als eines Anderen Frau wohl auch so bald auf mich selbst angewiesen gewesen, hätte ich so der Stärkung des eignen Ich bedurft?“ „Wahrscheinlich“ war die Antwort, die sie sich stets gab, „in mir liegt die Schuld!“

Harry schrieb geistreiche und schöne Briefe, er genoß die

Fremde, wie er sagte, freute sich aber auf sein ruhiges Haus.“ Wenn Dora den Ausdruck las, dann lächelte sie etwas bitter, aber selbst die Erinnerung daran war ihr entschwunden, wenn sie ihm antwortete.

Ende August ging sie an die Seeküste. Ihr Mann sollte zwar bald heimkehren, aber sie sehnte sich nach dem Meere, und dem Kinde sollte die kräftige Luft auch wohl thun.

Stundenlang saß sie allein mit der Kleinen, die dort Muscheln sammelte, am Meer, und da lehrte sie ihr Lieder und sang ihr vor.

Wenn der Sturm wüthete, wie er es zum Beginn des Herbstes thut, dann lief sie allein weit hinaus am Strande, und wie irr faßte sie sich oft an den Kopf und sagte: „Was will ich eigentlich, was will ich? Bin ich nun frei, kann ich jetzt athmen, oder beginnt die Qual aufs Neue, wenn ich ihn wiedersehe? Bin ich es wirklich, ich, die sich so weit erniedrigt, von eines Anderen Liebe abzuhängen?“

Es war schon Mitte September, als Erna plötzlich erkrankte. Dora ängstigte sich nicht. „Mein Kind darf nicht sterben und wird nicht sterben! Es ist ja mein einzig Kind!“ sagte sie ruhig zu dem Arzte, der am Bette stand.

„Das Klima war zu rauh, die Halsaffektion ist sehr bedenklich,“ entgegnete er mitleidslos. Er hielt die Frau für jedes Gefühls bar, die so kalt sprach.

„Es ist nicht möglich!“ wiederholte sie.

Aber in vierundzwanzig Stunden saß sie an der Leiche ihres Töchterchens.

Sie saß da und sah sie an und wunderte sich nicht, als ihr Mann in's Zimmer trat. Sie hatte ihn nicht kommen lassen, aber vielleicht hatte er das Unglück geahnt, es war

ja alles möglich in einer Welt, in der ihr einziges Kind hatte sterben können!

Er sah nicht auf das Kind, er sah zuerst auf die versteinerte, blonde Frau, die leise die Hand der kleinen Leiche streichelte; sie wandte sich ihm nicht zu. Als er aber neben ihr auf den Knien lag, sagte sie mit harter Stimme:

„Steh' auf, es steht Dir nicht mehr an, wie damals, vor den vielen Jahren!“

Man brachte sie zu Bett, und sie lag Tage lang, auch als man die Kleine auf der weiten, weißen Düne beerdigte.

Endlich reiste Harry mit ihr heim. Sie hatte kein Wort mehr gesprochen, auch nicht geweint, nur als sie auf dem Schiffe saß und sich von der Küste entfernte, tropften leise Thränen auf ihre Hand.

„Dora,“ sagte ihr Gatte, „ich habe Dir so viel zu sagen, ich war zu Dir gekommen, ahnungslos, daß unser Kind erkrankt, willst Du jetzt auf mich hören?“

Sie preßte die Hände an einander und schüttelte leise den Kopf, indem sie auf die Küste schaute. „Zu Hause!“ sagte sie dann, „wenn sie ganz verschwunden ist!“

Und regungslos saß sie die Stunden der Ueberfahrt da, und er schaute sie nur an und hörte auf, an sein verlorenes Kind zu denken, nur an sie dachte er jetzt, wie er sie, die schöne, weiße Frau, mit den starren, stolzen Zügen in seine Arme schließen wollte, wie sie an seiner Wärme aufthauen sollte, wie er sie wieder sprechen und lächeln lehren wollte: „Sie hat garnicht mein gedacht! Gehörte wirklich ihrem Kind die ganze Fülle ihres heißen Herzens, oder hat ein Anderer sie mir entrissen, so daß sie neben mir sitzt und an ihn denkt? Was sie schön ist, ich habe ihres Gleichen nirgend gefunden,

und wie stolz sie sich trägt, das hat der Schmerz sie gelehrt!" Und immer heißer pochte sein Herz nach ihr: „Aus Stolz hat sie mir die letzten Briefe nicht beantwortet, und sie hat mich ja verstanden, ich habe zu ihr zurückkehren müssen, ich bin wieder ihr, so ihr, wie sie es haben wollte!" Und dabei mußte er schweigen, noch eine Stunde und noch eine, und dann endlich waren sie daheim!

„Dora,“ rief er, kaum eingetreten, „laß mich Dich um Verzeihung bitten, laß mich zu Dir reden, sonst ersticke ich an meiner Sehnsucht!“

Sie sah sich um im Zimmer, dann schaute sie auf den Garten.

„Siehst Du nicht, daß es Herbst ist,“ erwiderte sie, „keine Blüten klopfen mehr an mein Fenster, auch keine Blätter mehr, die leeren, kahlen Sträucher weisen, sich im Sturme beugend, auf die Erde, auf ihr Grab!“

„Auf ihr Grab, das ich Dir mit Blumen schmücken will, gieb mir die Liebe, die Du meinem Kinde gabst, ich kann nicht leben ohne sie, sag' mir, daß Du mich liebst!“ und er barg sein Gesicht in ihren Schooß.

„Liebst Du mich denn wieder plötzlich?“ fragte sie rauh.

„Daß mich Dir Alles sagen: Schon als ich fort ging, fühlte ich, daß ich mich ohne Dich nicht würde freuen können, dann, in der Ferne, war Alles unvollkommen, was ich sah und hörte ohne Dich, Dein Wort des Lobes, des Einverständnisses fehlte mir. Und jenes Gefühl wuchs und wuchs, — und nun bin ich wieder mit jeder Faser Dein, mit der Ausschließlichkeit, die Du haben willst!“

Sie legte den Kopf an die Wand und sagte geradeaus schauend: „Die ich haben wollte, ich will sie nicht mehr,

denn ich liebe Dich nicht mehr. Ich seh' Dich an und wundere mich, daß Du es warst, nach dem die Sehnsucht mich so lange trug!"

„Und wenn Du mich auch jetzt nicht liebst, ich lehr' es Dich, mich wieder lieben, meinst Du, in Deinem Herzen seien nicht die Funken alle noch zu wecken?“

„Du willst es mich lehren? Ich aber, ich will es nicht! Meinst Du, wer es einmal gekostet, könnte es zum zweiten Mal versuchen? Ich soll noch einmal hoffen, wieder meine Seele füllen, daß sie schwellend gen Himmel fliegt, um so bald, leer und gebrochen, auf das Erdreich zurückzuprallen. Noch einmal soll ich meines Lebens Inbegriff in einen Andern legen, der sich dann willkürlich, nach anderen Gesetzen, als denen meines Innern von mir lossagt und mich stützenlos, haltlos in mir selbst zurückläßt? Nein, ich will auch keine Götterfreude mehr auf Kosten der Qualen, die ihr folgen, ich will kein Glück mehr, weil es dem Leid nur die Spur weist, siehst Du nicht, daß ich nicht mehr kann? Es ist zu spät!“

Und damit stand sie auf, schnell, schneller als sonst ihre Art, wandte sie sich zur Thür:

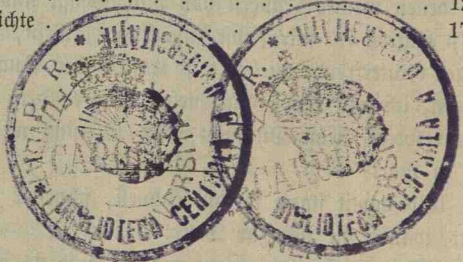
„Mein Kind ist ja jetzt todt,“ sagte sie und schloß sich in ihr Zimmer ein.

„Morgen!“ sagte sich Harry, „morgen oder übermorgen, mein muß sie wieder werden, es ist nur ihr Stolz, der sich bäumt!“

Als man am folgenden Morgen die verschlossene Thür von Dora's Zimmer aufzubrechen genöthigt war, lag sie todt, durch eigene Hand vergiftet, auf ihrem Lager.

Inhalt.

	Seite
Im deutschen Norden	1
Ein Lebensbild	44
Hedwig's Tagebuch	93
Wessen Schuld?	127
Eine alte Geschichte	171



Druck von Brückner & Niemann in Leipzig.